Junge Welt

BERLIN
Juni 1939 Heft 3
JAHRGANG 1

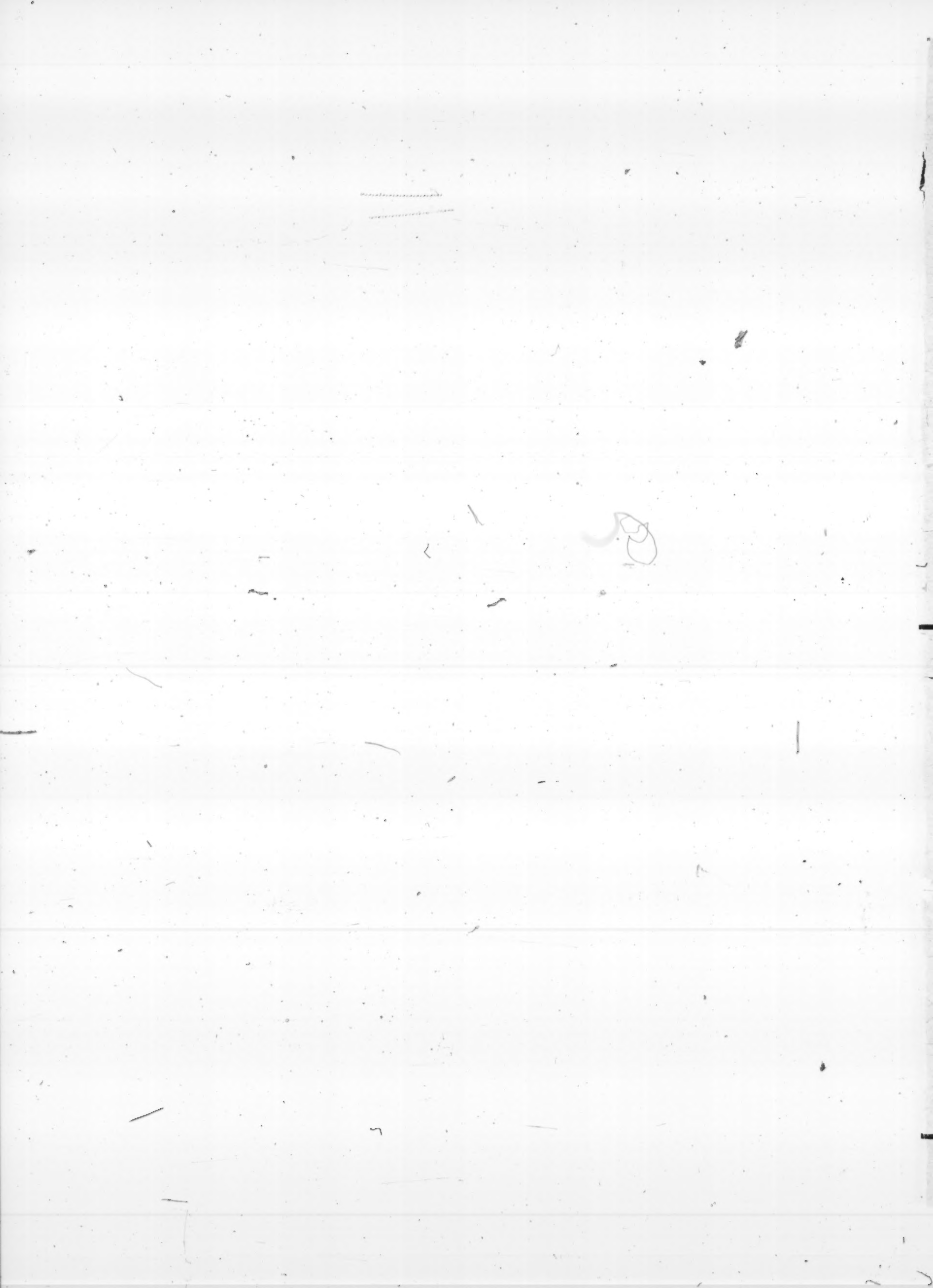
Du liest in diesem Heft:

Allahs kleine Schüler

BESUCH IN EINER KORANSCHULE

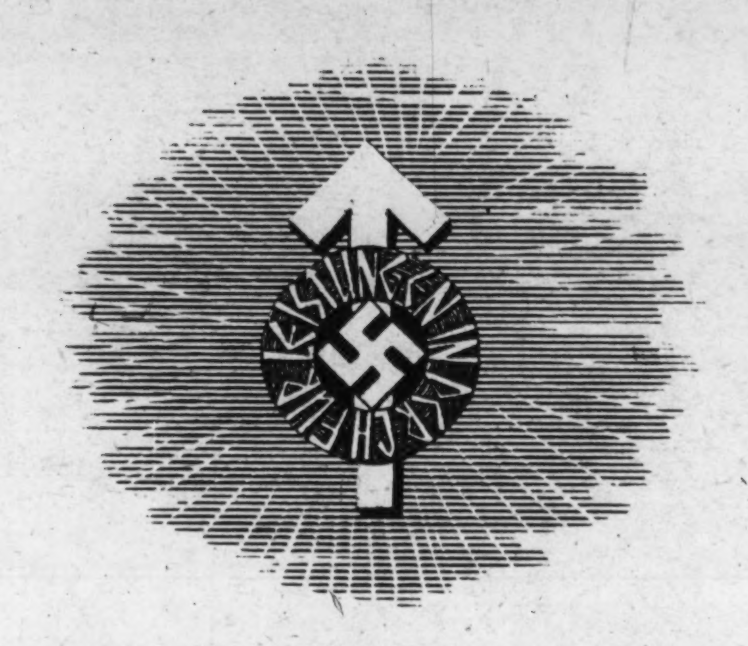

MASTEN
MUT UND
MUSKELN





JAHRGANG 1
HEFT 3

JUNI 1939
BERLIN



JUNGE WELT

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



Die Motor-HJ. veranstaltet vom 3. bis 5. Juni ihr traditionelles Reichstreffen im Harz



Zusammen mit dem Treffen in Goslar findet auch der Reichsschießwettkampf der HJ. statt



Bald rufen die Sommerlager Jungvolk und HJ. in die Zelte zwischen Berge und Meer



Vom 10. bis 25. Juni werden im ganzen Reich die Bann- und Untergausportfeste ausgetragen

VORSCHAU AUF UNSERE ARBEIT: JUNI 1939

REICHSJUGENDFÜHRER BALDUR VON SCHIRACH:

Wenn diese Jungen einmal gross sein werden ...!

Gelegentlich erhalte ich Briefe, in denen Eltern über irgendeinen Unsinn, den eine kleine Einheit der Hitler-Jugend begangen hat, Beschwerde führen. Wenn ich solche Schreiben lese, denke ich Jahre zurück an meine eigenen Eltern, die mir recht zornig waren, wenn die Gruppe meiner Freunde – und ich unter ihnen – irgendeinen dummen Streich angestellt hatte. Über uns gab es allerdings keine Stelle, bei der man hätte solche kleinen außerschulischen Dummheiten anklagen können. Nun muß ich wohl als verantwortlicher Erzieher der Jugend darauf achten, daß das Gesetz der Ordnung und Disziplin, das es ja früher nicht gab, von der heranwachsenden Generation eingehalten wird, aber mit derselben Verantwortlichkeit muß ich auch dafür Sorge tragen, daß jede echte Jungenhaftigkeit, Fröhlichkeit, Humor, ja meinetwegen auch manche Streiche erhalten bleiben und nicht etwa durch Ordnungsübungen gewaltsam erdrückt werden.

Da ich oft mit Eltern spreche, weiß ich, wie dankbar sie sind, daß die nationalsozialistische Jugenderziehung das eine und das andere miteinander vereinbart, daß weder ein sturer Drill den Jungen und Mädeln auferlegt, noch Zügellosigkeit und Verwahrlosung geduldet werden. Der kleine Haufen von Rädelsführern meiner eigenen „Schülerjahre" wurde nicht geführt und zu wirklichem Einsatz gebracht, zu dem wir jederzeit bereit gewesen wären. Wir tollten zwar herum und gaben Anlaß zu Beschwerden, wer aber hätte daran gedacht, unsere überschüssige Kraft im Geländesport, in der Schießausbildung, in planmäßiger Leichtathletik, im Zeltlager oder auf Fahrt zu einem jungengemäßen Leben zu leiten? Der Lehrer vielleicht, aber die Einstellung zur Schule in dieser Zeit ist noch bekannt. Heute gibt es eine HJ.-Schar im gleichen Stadtteil, wo sich einst meine Freunde und ich in den freien Nachmittagsstunden austobten. Sie trägt die Uniform, die die deutsche Jugend überall von der Memel bis zum Bodensee, von den Friesischen Inseln bis zu den Karawanken ausweist, die im Kameradenkreis den Unterschied von reich und arm auslöscht. Hier wird eine planmäßige wehrpolitische Erziehung geleistet. In den Sommerferien besteigt die Schar ihre Räder und zieht unter einem Führer auf Fahrt. Ihr baut die Stadt Weimar eine Stätte für ihr eigenes Leben, die so errichtet und eingerichtet wird, daß auch der Raum zu Haltung und Geschmack, zu Form und Stil erzieht. Diese Schar findet auf ihrer Fahrt Herbergen in allen Reichsteilen, die an Deutschlands schönsten Plätzen nur für die Jugend errichtet werden.

In eigener Verantwortung bildet die Jugend durch ihre Erziehung beim Sport und am Heimabend Charakterfestigkeit und Leistungswillen aus und schafft durch die natürliche Auslese eine gesunde, eben nationalsozialistische Rangordnung im Leben.

Wer hätte mich – wenn es nicht mein Elternhaus und einige gute Erzieher getan hätten – in diesem Haufen abenteuerlich begeisterter Jungen zu den Schätzen und Geheimnissen unserer Kunst, zu den Schönheiten unserer Sprache, zu Lied und Dichtung hingeführt?

Heute wächst kein Junge mehr auf, der je nach Gunst oder Mißgunst des Schicksals mit unseren seelischen Erlebniswerten in Berührung kommt oder nicht. Auch hierin hat die neue Zeit ihre sozialistische Gesinnung gezeigt, daß sie der gesamten deutschen Jugend eine umfassende Erziehung schenkte. Wir Jungen hielten wohl wie Pech und Schwefel zusammen, aber wer brachte uns bei, auch Pflichten gegenüber einer Gemeinschaft auf uns zu nehmen, die nicht nach unserer Lust und Laune zusammengesetzt war? Heute ist in der HJ.-Schar auch an Stelle der Clique die große Kameradschaft aller getreten. So könnte man ein Buch schreiben über das, was einst das Leben eines jungen Menschen ausmachte, und was heute, nach einer gewaltigen Revolution der Herzen, im Zeichen des Genius Adolf Hitler heranwachsende Jungen und Mädel erfüllt. Sollen sie ausgelassen sein? Ich glaube, solange sie es sind und solange sie, wenn es gefordert wird, sich ein- und unterordnen, wird das nationalsozialistische Reich eine gesunde, harte Jugend heranziehen.

In diesen Wochen hat unser Führer den Dienst in der jungen Gemeinschaft, die seinen Namen trägt, einer grundsätzlichen Ordnung unterworfen. Das Reich hat mit dieser gesetzlichen Regelung, die als Durchführungsverordnung zum HJ.-Gesetz vom 1. Dezember 1936 erschien, eine allgemeine Jugenddienstpflicht erlassen. Ich werde danach einen Pflichtdienst schaffen, den jeder Junge und jedes Mädel im HJ.-Alter abzuleisten hat. Darüber hinaus aber wird in der Stamm-Hitler-Jugend, als der Gliederung der NSDAP., der freiwillige Dienst wie bisher seinen Fortgang nehmen. Die Vielzahl erzieherischer Maßnahmen soll hier durch zusätzlichen Dienst, bei Fahrt in Sondereinheiten usw. beibehalten bleiben. So erhält die HJ. in sich eine neue Auslesemöglichkeit. Die Tüchtigen und Einsatzfreudigsten werden in der Stamm-Hitler-Jugend erfaßt, aber jeder andere wird auch so weit ausgebildet und ertüchtigt, wie es Stärke und Größe des Reiches der Nationalsozialisten gebieten.

Der Führer hat uns mit seiner Verordnung ein neues Zeichen seines großen Vertrauens in unsere Arbeit geschenkt. Wir werden uns mühen, ihm Freude zu bereiten. Wir leben in einer neuen Zeit. Schaut auf das Reich in seiner neuen Gestalt! Seht Adolf Hitlers Jugend! Die Größe des Reiches und das Gesicht dieser Jugend schenken dem Werk dieses Einen den strahlenden Glanz der Unsterblichkeit.

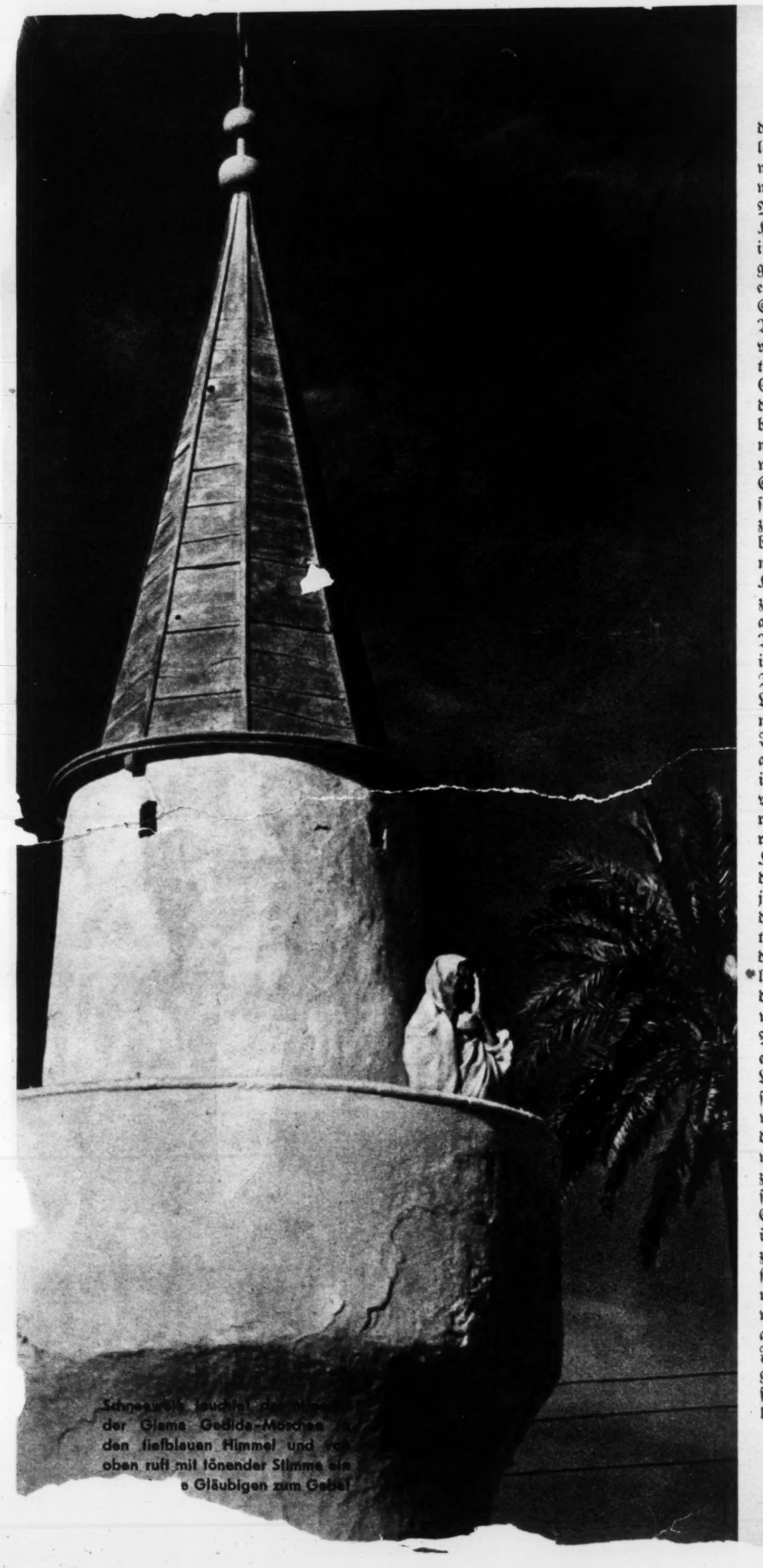


Hier in der Koranschule betet der Lehrer den kleinen Araberjungen die Suren des Koran vor, aus denen sie dann einige Verse auswendig lernen müssen

Wir kamen von Misuratha, der Teppichknüpferstadt an der nordafrikanischen Küste. Auf der Rückfahrt passierten wir Slithen, eine kleine Oase, die in dem spärlichen Schatten der Palmen und Ölbäume unter sengender Sonne dalag.

Es war um die Mittagsstunde. Die Gassen schienen wie ausgestorben. Das war immerhin ein Wunder, selbst die kleinen Jungen, die sonst jeden Fremden mit ihren Rufen nach Bakschisch, nach Trinkgeldern verfolgen und ihm das Leben für ein paar Minuten lang zur Hölle machen können, zeigten sich nicht.

„Um diese Zeit sind die kleinen Teufel und Plagegeister vollauf beschäftigt", erklärte mein Begleiter auf mein erstauntes Gesicht hin, „es gibt hier tatsächlich so etwas Ähnliches wie einen arabischen Kindergarten..." Er hatte es noch nicht ganz ausgesprochen, als durch die heiße zitternde Luft ein helles Singen kam, das ab und zu anschwoll und wieder verebbte und zeitweilig



Schneeweiß leuchtet das Minarett der Giama Gedida-Moschee in den tiefblauen Himmel und von oben ruft mit tönender Stimme ein ... e Gläubigen zum Gebet

durchbrochen wurde von lautem Brüllen und Schreien. Je näher wir der weißen Moschee kamen, desto größer wurde der Lärm.

Man muß wissen, daß Slithen die Heilige Stadt des westlichen Islams ist, das Mekka Nordafrikas. In der großen Moschee befindet sich das Grab eines mohammedanischen Heiligen, des Sidi-Abdessala el Asmar, der von den Arabern ganz Nordafrikas glühend verehrt wird. Nirgendwo in Tripolitanien gibt es heute noch fanatischere Gläubige und Pilger als dort. Von den Wundertaten des frommen Marabut, wie man die heiligen Pilger dort nennt, ist allerdings nichts Bemerkenswertes bekannt. Er soll wohl 6500 Schimmel besessen haben, die man zu seinen Zeiten am Slithener Brunnen zur Tränke führte, aber das ist ja kein besonderer Gnadenbeweis. – Und hier nun, in den Höfen, Wandelgängen und Hallen der großen Moschee, erlebte ich zum erstenmal die andere Seite des arabischen Jungenlebens, die geordnete Ausbildung und strenge Unterweisung in weltanschaulich-religiösen Lehren. Denn ganz so sorglos, wie wir uns das Leben dieser Jungen vorstellen, ist es nun doch nicht. Die Koranschulen des Islam stehen unter staatlicher Oberaufsicht. Obwohl ihr Besuch freiwillig ist, kommen doch alle Jungen im Alter von vier bis fünf Jahren zum Unterricht. Mein Begleiter hatte also schon recht, wenn er von einem „arabischen Kindergarten" sprach. Allerdings ist der Aufenthalt für den kleinen Araberjungen hier weniger vergnüglich, denn der Unterricht läuft über fünf Wochentage und umschließt täglich sechs Stunden. Im Vordergrund steht die Koranlehre, dessen Suren ihnen der Fighi, der Lehrer, vorbetet und die sie auswendig lernen müssen.

Man darf hier keine Vergleiche mit europäischen Schulen anstellen, der Lehrbetrieb ist keineswegs so geordnet, so diszipliniert, wie wir das wohl gewohnt sind. Und so konnte ich mich denn auch des Lachens nicht erwehren, wie die kleinen Jungen da unter den zarten Säulen des Hofes malerisch saßen und aus allen Leibeskräften ihre Suren herunterleierten. Sie hockten in Gruppen von fünf bis sechs Jungen zusammen, nicht viel sauberer, als ich sie auf den Straßen beobachtet hatte, und murmelten, sangen und schrien wild durcheinander, so, daß keiner des anderen Wort verstehen konnte. Der Fighi, ihr Lehrer, indessen ging wohlgefällig lächelnd auf und ab, unterwies seine Jungen da und dort, tadelte und lobte oder drohte sogar mit dem Finger,

wenn ihm, wie es schien, das Lernen nicht laut genug vonstatten ging. Die älteren Schüler, Jungen von vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahren, standen ihm zur Seite. Sie zeichneten ihren Zöglingen auf großen schwarzen Holztafeln arabische Schriftzeichen auf und ließen sie von ihnen nachmalen.

Ich habe nie aufmerksamere Schüler gesehen; diese Jungen ließen sich keineswegs durch uns ablenken, sondern leierten ihre Koranverse nur noch lauter herunter. Viel leiser und gesitteter benahmen sich dagegen die älteren Schüler in den langen Wandelgängen. Ihre Baracons, ihre Hemden und Überwürfe, waren so rein und weiß wie die Mauern der Moschee. Allerdings machten sie sich's beim Unterricht und Meditieren bequem, sie streckten sich lang auf die zahlreichen in die Mauer eingelassenen Steinbänke, hoben dann und wann ihre schwarzen mit Schriftzeichen besäten Tafeln vor die Augen, wenn sie nicht weiterwußten oder halfen einander aus mit Vorsagen, wenn sie den Korantext vergessen hatten.

Unterdessen glühte die Sonne erbarmungslos, aber sie tat ihnen scheinbar gar nichts. Weltentrückt lagen sie da, wehrten ab und zu die Fliegen ab, die zu Tausenden hier herumsummten und sich in dicken blauen Trauben in die Augenhöhlen setzten. Und immer wieder begannen sie von vorn, bis der Text ganz geläufig über ihre Lippen floß. Der Vorbeter gab dann und wann den Auftakt, indem er die El-Fata, die „Eröffnende", die erste Sure des Korans, murmelte, die lautet:

Lob sei Allah, dem Weltherrscher, dem Allerbarmer,
dem König am Tage des Gerichts.
Dir wollen wir dienen,
Zu Dir wollen wir flehen,
auf daß Du uns führest den rechten Weg,
den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen,
nicht den Weg derer, denen Du zürnest und nicht
den Weg der Irrenden...

In diesen Koranschulen spiegelt sich ein Stück ursprünglichen Orients, denn das faschistische Italien versteht es meisterhaft, seinen Kolonialvölkern die eigene hohe Kultur zu bringen, ohne sie zur Aufgabe ihrer bisherigen Lebensform zu zwingen oder ihre Sitten und Gebräuche zu verletzen. Hans H. Henne



Täglich schallt Lachen und Jauchzen der kleinen Araberjungen über den Hof der Moschee, wenn sie hier spielen und tollen



Die Schule ist aus und freudig drängt alles zum Ausgang; kein Wunder, denn bei sechs Stunden täglichem Unterricht spüren die kleinen Araberjungen bereits den Ernst des Lebens

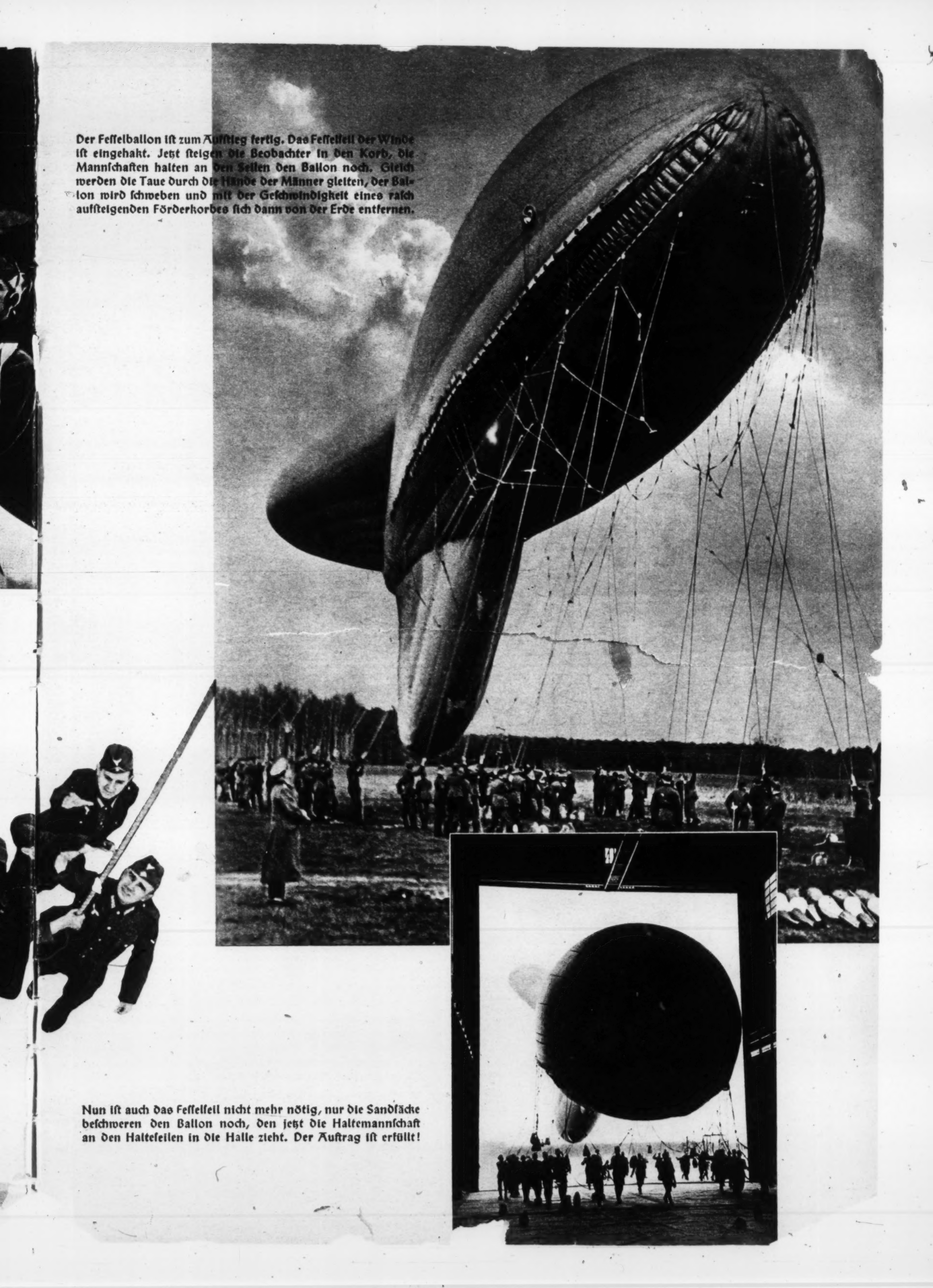


Trotz des immer mehr verstärkten Einsatzes von Aufklärungs- und Beobachtungsfliegern ist auch heute der Fesselballon für die Artilleriebeobachtung unentbehrlich. Der Fesselballon vermag eine Höhe von etwa 2000 m zu erreichen. Seiner besonderen Bauart entsprechend steht er selbst bei starkem Wind absolut ruhig da und ist damit ein unübertrefflicher Beobachtungsstandpunkt. Von ihm aus kann der Beobachter das gesamte Kampfgeschehen überblicken, also z. B. auch die Wirkung der eigenen Artillerie, aber auch die Bewegungen des Feindes hinter der Front. Mit der eigenen Artilleriebefehlsstelle steht der Beobachter durch Telefon oder Funk in Verbindung und vermag deshalb schnell die eigene Artillerie zu lenken.

Wie ein riesiger Wurm wirkt die Hülle des Ballons. Die Haltemannschaft trägt die große Schutzdecke. In ganz kurzer Zeit wird der Ballon dann gefüllt und schließlich zum Aufstieg fertig sein.



Der Ballon steht dicht unter der Wolkendecke, fest verankert an der Winde, die von der Zugmaschine im 50-km/st-Tempo gefahren werden kann. Der Ballon ist also selbst auch äußerst marschtüchtig, kann schnell seinen Platz wechseln. Das lange Seil, mit dem der Ballon an der Winde verankert ist, trägt einen Windsack, der uns den Standort des Ballons anzeigt.



Der Fesselballon ist zum Aufstieg fertig. Das Fesselseil der Winde ist eingehakt. Jetzt steigen die Beobachter in den Korb, die Mannschaften halten an den Seilen den Ballon noch. Gleich werden die Taue durch die Hände der Männer gleiten, der Ballon wird schweben und mit der Geschwindigkeit eines rasch aufsteigenden Förderkorbes sich dann von der Erde entfernen.

Nun ist auch das Fesselseil nicht mehr nötig, nur die Sandsäcke beschweren den Ballon noch, den jetzt die Haltemannschaft an den Halteseilen in die Halle zieht. Der Auftrag ist erfüllt!



Ein politischer Leiter erzählt von seiner Arbeit

Es geht zum Dienst
„Ja, Mutter, mit dem Kintopp ist das mal wieder nischt. Na, laß man, in der nächsten Woche wird es schon einen Abend klappen. So, die Jacke — und nun lang' mir auchmal das Koppel rüber . ."

Der Kamerad von der DAF. meldet sich
„Heil Hitler! Na, denn wollen wir mal. Was steht denn heute abend auf unserem Besuchsprogramm? Kommen Sie schnell noch 'nen Moment herein, ich will bloß eben noch 'ne Stulle essen."

Es iſt Sonnabend, und ich rufe bei Hermann an. Hermann iſt ein alter Kamerad von mir. Vor zwölf Jahren gingen wir zuſammen in die SA., ſeitdem ſind unſere Wege viel nebeneinander gelaufen. Er iſt mittlerweile verheiratet und hat ein Mädel und einen Jungen, und ich habe auch einen vierjährigen Sproß. Nun wollen wir morgen vormittag mit den Kindern ins Grüne, wochentags kommen wir ja nie dazu.

‚Alſo, wie iſt es", frage ich ihn, „wann treffen wir uns morgen?" Da ſagt er: „Morgen geht es nicht, wir haben Beſichtigung."

Er iſt Ortsgruppenleiter. Der Reichsorganiſationsleiter hat im Gau eine Inſpektion angekündigt, ſie wird in zwei Monaten ſtattfinden. Die zehn Kreiſe des Gaugebietes bereiten ſich vor, ihre Bereitſchaften — das ſind unter den Politiſchen Leitern ausgeſuchte Männer in beſter körperlicher Verfaſſung — vollenden ihre Ausbildung; Uniform Haltung und Auftreten werden überprüft. Da müſſen die freien Vormittage dran glauben.

Drei Ortsgruppen, erzählt mir Hermann, ſtellen eine Bereitſchaft; aus dem Kreis kommen ſo zehn Bereitſchaften zuſammen, rund 3000 Männer etwa. „Das ſind bei uns in der Großſtadt natürlich mehr als auf dem flachen Land", ſagt Hermann.

Ich überlege mir: die draußen haben es ja noch ſchwerer. Bei uns in der Stadt ſind wir ſchnell zuſammen, eine halbe Stunde bis zum Appellplatz, vielleicht eine ganze — lange Anmarſchwege über -zig Kilometer kennen wir ja kaum noch. Der Gauausbilder kann bei uns ſogar alle Kreiſe ſchnell zuſammentrommeln — bei einem Landgau iſt das ein ſchwieriges Unternehmen, dazu gehören Vorbereitungen wie zu einem Gautag, Sonderzüge, Kraftwagentransporte, Maſſenquartiere, Verpflegung, Sanitäter, Verhandlungen mit der Gaſtſtadt, mit der Polizei, mit dem Gewerbe, mit den Betriebsführern.

Ich habe auf den Ausflug mit Hermann verzichten müſſen. Mittwoch wollten wir uns ſehen, meinte er, dann könnten wir zuſammen ins Kino gehen. Aber am Mittwoch kann ich wieder nicht. Ich bin Blockleiter, und die Blockleiter aus unſerer Zelle ſetzen ſich am Mittwoch mit den Blockobmännern der DAF. und den Kameraden der NSV. zuſammen, um ſich über einen Tageskindergarten auszuſprechen, den wir mit der NSV. und den Betriebsführern gemeinſam für die Kinder berufstätiger Mütter einrichten müſſen. Es tut mir um den Abend nicht leid,

obwohl ich sehr gern mal wieder einen Film gesehen hätte. Unsere Aufgabe fordert viel Zeit, aber sie ist schön. Wir sind diejenigen Vertreter der Partei, die dem Volksgenossen am nächsten kommen. Wir haben mit allen Menschen unseres Blockbereichs unmittelbar zu tun. Wir müssen sie aufklären, ihnen verständlich machen, was die Regierung mit ihren Maßnahmen will. Jeder versteht ja nicht immer gleich richtig, wozu die Mehreinkommensteuer gut ist, oder warum es auch in diesem Sommer keine Schlagsahne geben kann. Die Leute haben ja fünfzehn Jahre lang nur negativ denken gelernt. Nun müssen wir ihnen das positive Weltbild des Führers nahebringen, damit sie zum Leben wieder Ja sagen können.

Aber wir bleiben nicht in der Theorie stecken, wir zeigen auch praktisch, was wir können. Ich habe einen DAF.-Blockobmann und einen NSV-Walter zu meiner Unterstützung, und zu dritt sind wir gegen manche schlechte Wohnung, gegen die liederlichen Eltern aus der Korsostraße und gegen den alten Staatsfeind vorgegangen, der neulich unseren ganzen Block mit seinen Hamsterkäufen verrückt machen wollte, „weil es doch bestimmt Krieg geben muß!"

Ich bin stolz darauf, daß schon vor der Dienstpflicht alle Jungen und Mädel aus meinem Block in der HJ. und im BDM. waren, und die beiden Taxenfahrer von nebenan haben sich vorgestern erst auf mein Betreiben beim NSKK. angemeldet. So etwas gehört auch zu meiner Aufgabe.

Mitunter habe ich den ganzen Kram satt. Immer, wenn andere Leute sich etwas vornehmen können, kommt bei mir ein Zellenabend oder eine Kundgebung oder ein Appell dazwischen. Aber dann komme ich mir doch sehr schäbig vor, wenn ich meine Kameraden ansehe. Ich darf sie nicht im Stich lassen, unsere Arbeit muß doch gemacht werden. Schließlich bin ich ja noch jung, einer von den jüngsten unter uns. Viele von den anderen waren im Krieg, sind alte grauhaarige Familienväter, Männer mit langer Berufserfahrung, die oft ein sehr hartes Leben hinter sich haben. Was die können, kann ich auch. Mich ärgert es immer sehr, wenn ein schneidiger junger Mann aus irgendeiner Formation auf den Politischen Leiter freundlich herablächeln will. Mit 15 oder 25 Jahren ist es leicht, schneidig auszusehen und zu marschieren und Geländedienst zu machen, aber mit 40 oder 50 Jahren kostet das schon viel Überwindung.



Der Mutter und dem Kind ist geholfen

„So, mein Püppchen, wenn Mutti nun die nächsten Wochen draußen im Erholungsheim ist, kommst du zu uns in den Kindergarten; unsere Kindergärtnerin wird dann schon schön mit dir spielen."



Gemeinsame Arbeitsbesprechung

„Also, Parteigenossen, nehmen Sie mal den Straßenplan zur Hand. Das neue Kinderheim soll nach dem Vorschlag der Stadtbauverwaltung hier bei B gebaut werden. Wir sind mehr für A, dann liegt es dichter an den großen Wohnblocks, und die Eltern haben es nicht so weit, wenn sie ihre Kinder abholen. Was meinen Sie zu unserem Plan?"



Eine Sammlung wird abgerechnet

„Aufpassen, Mensch, wir dürfen uns nicht vertippen, die Abrechnung muß stimmen. Noch einmal die dritte Kolumne von oben, zur Kontrolle .... Schulz — eine Mark dreißig, Bertram — achtzig Pfennig, Wilski — eine Mark ...."

Wenn unsere Politischen Leiter Spießer wären, würden sie bequem zu Hause bleiben, Filzpantoffeln anziehen und mit der Sonntagszigarre aus dem Fenster spazierengucken.
Verdient, nach der üblichen Anschauung, hätten es die meisten. Fast die Hälfte von unsren 1 000 000 Kameraden in der Politischen Leitung waren schon im Kriege, die meisten von ihnen sind mit Orden ausgezeichnet. Wenn man die nichtkriegspflichtigen Jahrgänge abstreicht und den Durchschnitt der Dienstuntauglichen in Abzug bringt, ergibt sich, daß jeder Politische Leiter, der im Krieg hätte sein müssen, ihn auch aktiv mitgemacht hat. Unser bester Gau ist darin Ostpreußen, 40,9 v. H. der ehemals aktiven Kriegsteilnehmer — und der Freikorpskämpfer selbstverständlich, die dazugehören — sind hier als Politische Leiter tätig. Das beweist uns, wie sehr die Lage an der Grenze in einem bestimmten Landesteil die Volksgenossen zu erhöhter Einsatzbereitschaft auch über den Krieg hinaus erzieht.
Sichtbaren Lohn erntet unsere Arbeit selten. Uns genügt das Bewußtsein, unsere Pflicht getan zu haben, und die Achtung, die wir für die Partei in den Herzen der von uns betreuten Volksgenossen aufrichten. Einmal im Jahr haben wir unseren ganz großen Tag, in Nürnberg, beim Reichsparteitag. Der Appell der Politischen Leiter auf der Zeppelinwiese, zu dem jede Ortsgruppe ihre Fahnen entsendet und an dem mehr als hunderttausend Parteigenossen teilnehmen, ist unser getreues Spiegelbild: namenlos und unbekannt bleiben die einzelnen in dieser nächtlichen Feier, aber treu, zuverlässig und ergeben sieht der Führer unsere riesigen Marschsäulen vor sich angetreten. Das ist auch der Tag, an dem Dr. Ley mit der Meldung der Politischen Leiter an den Führer den Dank für seine stille unermüdliche Jahresarbeit erntet. Seit er am 8. Dezember 1932 die Reichsorganisationsleitung übernahm und damit nach Adolf Hitler und seinem Stellvertreter Rudolf Heß unser höchster Vorgesetzter wurde, ist die Politische Leitung zielbewußt und organisch zu der Macht gewachsen, die sie heute unbezweifelt darstellt. Vereint mit den Gliederungen und Verbänden der Partei sichert sie das Dritte Reich. Wir Politischen Leiter reden nicht oft davon, aber wenn wir treppauf, treppab rennen und uns um die Sorgen und Nöte unserer Volksgenossen kümmern, dann denken wir doch mitunter daran: es wird das alles nicht vergebens getan.

Schie



Ein berühmter deutscher Dirigent machte eine Konzertreise durch die Vereinigten Staaten. Zwei Tage vor seinem ersten Auftreten in New York fiel ihm plötzlich ein, daß zu Hause in seiner Schreibtischschublade die Partitur eines seltenen Chorwerkes schlummerte, das unbedingt zu seinem Programm gehörte. In ganz New York war dieses Werk nicht aufzutreiben. Da kam ihm der rettende Einfall: er telegraphierte nach Berlin: „Vergessene Partitur sofort bildtelegraphisch senden." Eine Stunde später hatte er das kostbare Blatt in Händen. Es kostete zwar eine Kleinigkeit, aber das Konzert war gerettet.
Weniger erfreut war ein Berliner Bankier über ein anderes Bildtelegramm, das er aus Siam erhielt. Er hatte nämlich ausgemacht: Waren zahlbar nach Erhalt der Rechnung. Kaum war das Telegramm in Siam angekommen, wurde das Berliner Haupttelegraphenamt, Abteilung Übersee, von Siam aus angerufen, und der unerbittliche Gläubiger präsentierte seinem Berliner Kunden drahtlos die Rechnung. Was blieb dem Berliner Bankier anderes übrig: er mußte umgehend blechen; denn die in Siam üblichen Verzugszinsen sind nicht von Pappe.
Zeit ist Geld, und wer schneller ist, hat mehr vom Leben. Nach dieser Devise jagt die Deutsche Reichspost in jeder Minute 400 Buchstaben in den Äther oder vielmehr mit 300 000 Kilometer Sekundengeschwindigkeit um den Erdball herum. Großfunkstelle Nauen funkt nach Übersee, Königs Wusterhausen versorgt die alte Welt. In Beelitz ist seit sieben Jahren der „Wellenbahnhof", die große Übersee-Empfangsstation für 18 Bildtelegraphen-, zehn Sprechverkehrs- und drei Bildlinien, das Ohr des europäischen Kontinents für Übersee.
Wir stehen im Empfangsraum der Großstation Beelitz; jeder hat einen Kopfhörer um wie zu der Zeit, als der Rundfunk noch in den Kinderschuhen steckte. Plötzlich eine Stimme, klar und deutlich, als käme sie aus dem Berliner Funkhaus: „Hallo, Beelitz, hier spricht Tokio!" Der Sprecher ist durch weite Ebenen, Gebirge, Meere, Wüsten, Wälder, Dörfer und Städte 9000 Kilometer von uns getrennt, und die elektrische Welle muß fast ein Viertel des Erdumfangs überwinden, um zu uns zu gelangen. Sie hat nichts von ihrer Klangfülle eingebüßt.
„Sie wünschen Manila zu hören? Bitte sehr!" Eine Drehung am Schalter, und ein eigentümliches Kauderwelsch klingt uns aus dem Hörer entgegen. Der Beamte neben uns meint, es sei chinesisch; es scheinen allerdings auch spanische und englische Brocken dazwischen zu sein — eine feine Mischung! Se-

kundenlang schweigt die Frauenstimme, — jede Minute kostet, wie uns erklärt wird, eine Mark —, dann antwortet der deutsche Teilnehmer über die Großsendestation Nauen. Was dort gesprochen wird, ist von Beelitz aus nicht zu hören; so wissen wir nicht, ob das Berliner Haupttelegraphenamt, das mit Nauen verbunden ist, seinen Teilnehmer in der Reichshauptstadt oder vielleicht in Stockholm, Helsinki oder Kopenhagen zu sitzen hat. Die Manila-Teilnehmerin des drahtlosen Gesprächs braucht auch durchaus nicht unbedingt im palmgeschmückten Manila ihre vokalreiche Sprache ertönen zu lassen, sondern führt ihr Gespräch — nehmen wir an — vom Postamt irgendeines kleinen Dorfes der malaiischen Inselwelt aus, Hunderte von Kilometern von der Station Manila entfernt, lediglich mit einem Telephonanschluß zur philippinischen Hauptstadt. Eine Minute Gespräch mit Manila kostet sechzig RM., mit Tokio die Hälfte; bei einem normalen Drei-Minuten-Gespräch Berlin — Tokio telephoniert man also für 90 RM. über 9000 Kilometer.

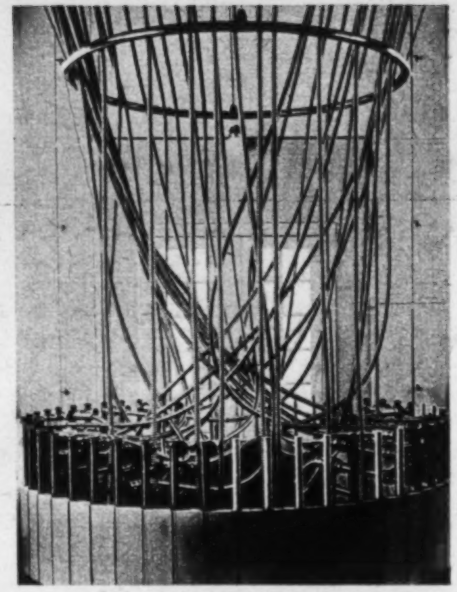
Die kürzeste Verbindung nach Buenos Aires ist etwa ebensolang. Eben meldet sich die argentinische Hauptstadt mit dem für sie bestimmten Rufzeichen des Nauener Senders. Das klare Spanisch wird durch Knarren und Pfeifen gestört; die „guten Lüfte", wie „Buenos Aires" auf gut deutsch heißt, scheinen uns heute durchaus nicht hold zu sein. Das Berliner Haupttelegraphenamt ruft an: „Buenos Aires, bitte umschalten!" Der Beamte geht zum „Wellenbahnhof", bei dem jede Antenne ihre Kontrollampe und ihren Schalter hat, legt den Hebel um, und schon tönt aus dem Empfänger die ungestörte Sprache des argentinischen Freundes.

Es mutet fast wie ein Taschenspielertrick an, wie das gemacht wird. Die Wellen kommen jetzt nämlich nicht auf dem kürzesten Wege, also über 9000 Kilometer, zu uns, sondern nehmen genau die umgekehrte Richtung über den Erdball, überwinden also in Bruchteilen einer Sekunde nicht weniger als 31 000 Kilometer. Wahrscheinlich ist zur Zeit der Wettergott den Japanern gerade günstig gesonnen, daß dort im Augenblick die atmosphärischen Störungen fehlen.

Man hat es hier nämlich nicht mit normalen Rundfunksendern, sondern mit Kurzwellen-Richtstrahlern zu tun, die ihre gesamte Energie gebündelt in eine einzige Richtung zu senden und infolgedessen mit viel geringerem Kraftaufwand ihr Ziel zu erreichen vermögen, Luftstörungen weniger unterworfen sind und — bei der Telegraphie — gestatten, mehr Zeichen in der Minute zu senden als mit Langwellen. Sie haben allerdings auch ihre „Mucken": Sonnenflecken vertragen sie nicht, und auch bei stark auftretendem Erdmagnetismus machen sie Schwierigkeiten. Dafür hat Nauen dann immer noch — hauptsächlich für New York und Japan als wichtigste Verbindungen — ein paar Langwellen in Reserve. Außerdem wird, um unbedingt fehlerfrei empfangen zu können, jede Sendung von zwei verschiedenen Antennen, die niemals unter den gleichen Störungen leiden, gleichzeitig aufgenommen.

Augenblicklich rattert der amerikanische Maschinensender gerade seine 400 Buchstaben in der Minute herunter, die von unseren Morseempfängern automatisch auf einen Papierstreifen aufgeschrieben werden. Wir brauchen uns allerdings gar nicht erst die Mühe zu machen, den gestanzten Text aus der Morseschrift in die Schreibmaschine zu übertragen; denn der Amerikaner hat seinen Text chiffriert, und den Schlüssel kennt wahrscheinlich nur der Berliner Empfänger. Vorsichtige Kaufleute machen nicht nur ihre Telegramme, sondern auch ihre Ferngespräche auf eine besonders raffinierte Art unkenntlich, indem sie ihr Telephonat, das auf drahtlosem Wege gesendet wird, einfach automatisch stören lassen. In der Empfangsstation wird das Gespräch dann ebenso automatisch entstört; neugierige Dritte aber mögen die Sendung für musikalische Verirrungen eines Dadaisten gehalten haben.

Der Verkehr mit den großen Überseestationen reißt niemals ab. Tag für Tag werden Gespräche, Telegramme und Bilder empfangen und gesendet. Kurszettel, Rundfunkreportagen, Wochenberichte „Worüber man in Amerika spricht", die letzten Marktberichte und Börsennotierungen, wichtige politische Nachrichten, private Meldungen; das alles wird



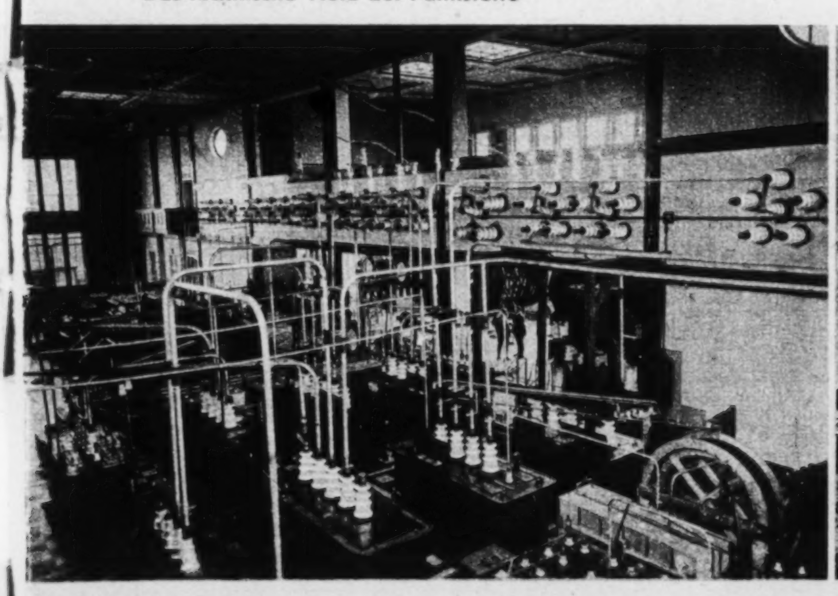
Die Antennen-Umschaltungseinrichtung für 54 Antennen und Empfänger in Beelitz

nun schon viele Jahre in Beelitz aufgenommen und in Nauen dem Äther anvertraut. Nauen-Beelitz ist der Mittelpunkt eines ganzen Funksystems, das den Erdball umspannt. Wenn wir ein Kabel der großen Antennen-Umschalteinrichtung, an die 54 Antennen und 54 Empfänger angeschlossen werden können, mit einem Empfänger verbinden, und eine Stimme aus Rio, Chile oder Venezuela, Kapstadt, Kairo oder Java dringt aus dem Hörer, empfinden wir plötzlich diesen, der äußeren Ausdehnung nach kleinen „Wellenbahnhof" als das Zentrum der Welt.

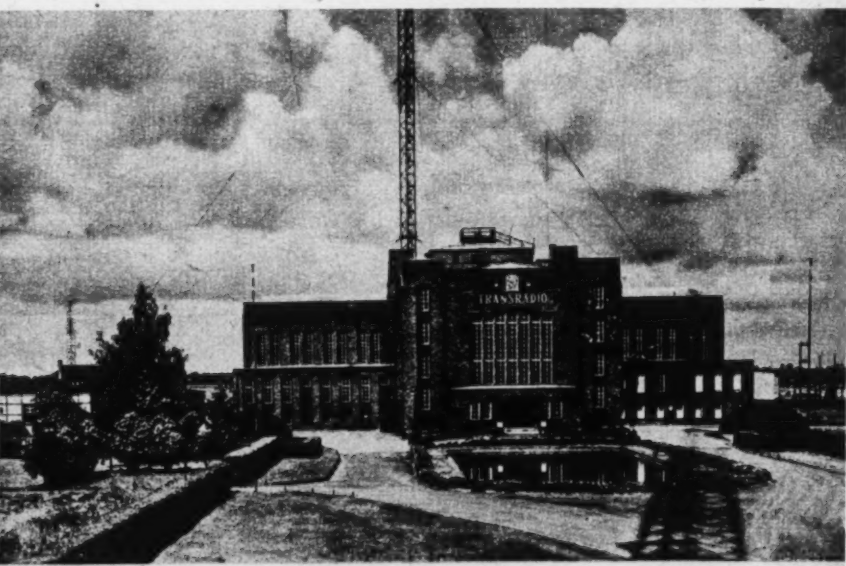
Wie lange wird es dauern, dann wird der internationale Fernsehverkehr uns mit einem Blick von hier aus in Sekundenschnelle über alle wichtigen Ereignisse auf unserem Planeten unterrichten. Wir werden das Leben der Malaien und Mongolen Siams täglich ebenso verfolgen können wie das Getriebe auf dem Hudson-River in New York oder in der La-Plata-Bucht von Buenos Aires. Dann hat die deutsche Funktechnik, von der uns Beelitz einen kleinen Ausschnitt zeigt, wirklich die Welt erobert.

Fritz Friedrich

Das technische Herz der Funkstelle



Hauptgebäude der Großfunkstelle Nauen





In allen Küstenfunkstationen der Länder dieser Erde sitzen die Funker an ihren Apparaten. Tag und Nacht. Auf den Schiffen, die die Meere durchfahren, tun sie ihren Dienst und in den Flugzeugen. Um die Erde schwingen die drahtlosen Wellen der Funkstationen, lange und kurze, sie tragen Nachrichten und Anfragen, Geschäfte werden mit ihnen geschlossen und Schicksale besiegelt. Die Funker tun ihren Dienst, gleichmütig Tag für Tag. Sie sind das Aufregende ihres Berufes gewohnt, durch ihre Hände gehen unaufhörlich die wichtigsten Dinge. Aber ein Zeichen gibt es, da fliegen auch ihre Finger schneller über die Schreibblocks, und ihre Stimmen werden lauter vor Erregung. Dieses Zeichen ist ganz einfach, es sieht so aus: ...———...,, drei Punkte, drei Striche, drei Punkte. Wenn irgendwo in der Welt dieses Zeichen gesendet wird, so wird es aufgefangen von allen Antennen, und alle Sender geben es weiter.

SOS, rettet unser Schiff! Ein Schiff ist in Seenot. Und die Dampfer und Motorschiffe ändern ihren Kurs, mit voller Maschinenkraft eilen sie auf die Stelle zu, von der der Hilferuf kam. Das „SOS" hat schon vielen Menschen das Leben gerettet. Das war nicht immer so, das gibt es erst ganz kurze Zeit, und es leben noch viele Seeleute, die sich daran erinnern, daß Schiffe untergingen, ohne daß sie um Hilfe rufen konnten.

Vor 40 Jahren, im Frühjahr 1899, machte in Cuxhaven ein Professor merkwürdige Versuche. Die Leute, die ihm zusahen oder von ihm hörten, hielten ihn für verrückt, und seine Arbeit nannte man einen „Unfug". Der Professor kam aus Straßburg und hieß Braun und war keineswegs verrückt. Er machte Versuche mit drahtloser Telegraphie. Immer länger wurden die Strecken, die er überbrücken konnte. Feuerschiffe, Leuchttürme und kleine Inseln am Festlande waren seine ersten Ziele. Als ein Sieg galt es schon, als er klar und deutlich Helgoland bekam. Nun hörte auch der Spott auf, und die Leute sahen, was da entstand.

Die Sende- und Empfangsgeräte, die Professor Braun damals benutzte, stehen heute im Deutschen Museum in München, und die Funktelegraphie, die er begann, hat in der ganzen Welt gesiegt.

CQD funkten früher die Schiffe, die sich in Seenot befanden: —.—.—.———.., come quick danger, „kommt schnell, Gefahr". Lange war es dieses Zeichen, das, wenn immer es erklang, die Aufmerksamkeit aller Funker auf sich zog. Aber es war ein schlechtes Zeichen. Es hatte keinen Rhythmus, man konnte es verwechseln, es klang nicht einprägsam genug und hob sich nicht deutlich von allen anderen Zeichen ab. Man mußte ein neues Notrufzeichen einführen. Aber welches?

Auf einer internationalen Funkkonferenz kam man zu einer Einigung. „SOS", das ließ sich gut funken, und die drei Punkte, drei Striche, drei Punkte waren so klar und einfach, daß man sie auch im größten Wellengewirr heraushörte. In England behauptete man nun, das SOS hieße „save our souls", „Rettet unsere Seelen!" An einem Wortsinn hatte man anfangs gar nicht gedacht, als man das SOS einführte, aber es war immerhin nützlich, wenn man nachträglich einen Sinn fand. Aber diese englische Erfindung war schlecht, Seelenrettung ist nicht Aufgabe der Schiffahrt, und so änderte man den Sinn SOS um und sagt heute „Rettet unser Schiff", save our ship. D. d.

Früh übt sich...

Früh übt sich der Flieger, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen — der nicht die Fallschirmtechnik wie im Schlaf beherrscht hat. Das soll nun nicht heißen, daß schon der Jüngste unserer angehenden Flieger alle technischen Handgriffe gelernt haben und wie ein alter erfahrener Luftmillionär daherreden muß. Aber bereits der Pimpf soll mit dem Wesen des Flugs als der Fortbewegung in der Luft und den Grundkenntnissen des Fliegens als ihrer menschlichen Beherrschung eng vertraut sein.

So beginnt die Flieger-HJ. mit ihrer Ausbildung in den Modellbau-Arbeitsgemeinschaften des Deutschen Jungvolks, in denen der Pimpf die kleinen Brüder der richtigen Segelflugzeuge selbst bastelt und sich beim Bau des Modells spielend die ersten Erkenntnisse des Fliegens verschafft. Im Umgang mit Sperrholz, Pappe, Schere, Messer und Leim ersteht unter seinen Händen das kleine Flugmuster, das im Start von der Hand schon seine Flugtüchtigkeit beweisen muß. Was er hier beim Modellbau gelernt hat, verwendet der Flieger-Hitlerjunge später in der großen Werkstatt beim Bau von richtigen Segelflugzeugen, und dabei kommt es vielleicht mehr noch auf eine genaue, sauber ausgeführte Arbeit an, sollen doch die Erbauer selbst in der Maschine zum Start gehen. Nur wer einmal selbst an einer Kiste mitgearbeitet hat, wird nachher die richtige Freude am Fliegen fühlen, denn das Vergnügen ungezählter Werkstattstunden zählt trotz vieler blaugeschlagener Fingerkuppen und hartgesottener Flüche (bei mancher still geflüsterten Zärtlichkeit!) unbedingt dazu. H. G.



Genaue, sauber ausgeführte Arbeit in der Werkstatt ist die beste Voraussetzung für gutes Fliegen und hohe Leistung



Die Gummihunde, wie die Kameraden heißen, die die Maschine mit dem Gummiseil in die Luft befördern, haben ihre Pflicht getan



Der Kamerad hier mit seiner übrigens unmodernen Kiste will anscheinend noch am späten Abend ein kaltes Bad nehmen





Neben dem „Auf und Ab" in der Schreibstunde, wo die tausend und aber tausend Buchstaben und Schriftzeichen erlernt werden müssen, erhält der kleine Schüler Nippons auch seinen Unterricht im Zeichnen mit dem Pastellstift und dem Aquarellpinsel.

Das Ken-do, die Parallele zu dem bei uns bekannten Ju-do: der altjapanische Schwertkampf: Bei den Übungen kommt es in erster Linie auf seelische Konzentration an.

=TREUE

JAPANS SCHULEN – JAPANS STOLZ



Am Eingang zur Schule steht in jeder japanischen Schule der Schulheilige, der beim Eintritt und beim Verlassen der Schule von Lehrern und Schülern durch eine feierliche Verbeugung gegrüßt und geehrt wird.

Die Japaner sind stolz auf ihre heutigen Schulen; und dies wohl mit Recht. Denn erst vor etwa siebzig Jahren wurde ein staatlich geleitetes Volks-Erziehungswesen geschaffen, und zwar nach europäischem, teilweise auch nach deutschem Vorbild. In dieser verhältnismäßig kurzen Zeit ist vieles und mustergültiges erreicht worden. Heute steht in jeder kleinen Stadt, ja oft selbst in Dörfern ein stattliches sauberes Schulgebäude. Also genau wie bei uns, natürlich ein wenig anders gebaut.

Und die japanischen Schüler? Nun, da gibt es unter ihnen fleißige und faule, rechte Kerle und Taugenichtse, genau wie bei uns. Und angezogen sind sie europäisch! Aber da nicht nur die Häuser, sondern auch die Menschen dort ein wenig anders gebaut und geformt sind wie bei uns, deswegen bleibt diese Kleidung für die japanische Jugend eine „Fremdtracht“.

Aber wir dürfen den heutigen Japaner nicht nach seiner europäischen Aufmachung beurteilen. Wenn wir diesen Leitsatz bei der Betrachtung alles Japanischen uns zu eigen machen, dann haben wir etwas ganz außerordentlich wichtiges zum Verständnis Japans gelernt, etwas, was nur wenige Europäer vermögen. — Und so dürfen wir auch bei den Schülern nicht nach dem Eindruck, den wir von ihnen auf den Bildern gewinnen, ohne weiteres auf ihre Fähigkeiten und ihre Geistigkeit schließen. Denn wenn wir ehrlich sind, so erscheinen sie uns darauf reichlich fremd, manchmal sogar nicht ganz sympathisch, so daß wir in ihnen wenig Gemeinsames mit uns entdecken können.

Nein, wenn wir den Japaner richtig erkennen wollen, dann müssen wir versuchen, ihn in seiner arteigenen Kultur zu betrachten. Und da zeigt sich nun die seltsame Tatsache, daß trotz aller Fremdheit der Formen so manches von dem wesentlichen Inhalt seiner Anschauungen gerade uns Deutsche des Neuen Reiches irgendwie verwandt anmutet. Dies stellt heute drüben jeder Deutsche mit Erstaunen fest. Ein kleines Beispiel mag es erläutern:

Die japanische Schrift, ist von der unseren völlig verschieden, so verschieden, daß es uns regelrecht eine Anstrengung kostet, auch nur den Sinn dieser Andersartigkeit zu begreifen. Jedes einzelne Wort besitzt ein eigenes Zeichen für seinen Begriff. Man denke sich das so, wie bei uns etwa eine chemische Formel. Von diesen Begriffszeichen muß jeder Schüler, auch jeder Volksschüler, 2000 (!) kennen und können! Und dies neben all dem Pensum des Wissens, das wir auch bei uns in der Schule lernen, wie Mathematik, Geschichte, Physik usw. Das bedeutet natürlich eine ungeheure Kraftverschwendung gegenüber einem Europäer, der jedes Buch lesen kann, wenn er seine 25 Abezeichen beherrscht. Andererseits aber zwingt diese mühevolle Arbeit die Schüler zu einer außerordentlichen Anspannung und Konzentration ihrer Energien schon in früher Jugend.

Es wird nun sicher interessieren, zu erfahren, wie solch ein Begriffszeichen aussieht, und wie man es lesen und deuten kann; doppelt, wenn die beiden hier abgebildeten Zeichen den Schlüssel zum Verstehen der japanischen National-Erziehung darstellen.

Tschuh-Koh lauten die beiden Zeichen, von oben nach unten gelesen. Tschuh setzt sich zusammen aus den zwei Einzelzeichen für „Mitte“ und für „Herz“ und heißt: Treue, eigentlich die Treue des Gefolgmannes, daher heute die Treue jedes einzelnen Japaners zu seinem Herrscher: bedingungslos und jederzeit, auch unter Aufopferung seines eigenen Lebens. Mit dieser Deutung aber gewinnt dieses so seltsame Zeichen plötzlich eine für uns vertraute Geistigkeit. Und wir gestehen, es ist ein selten schönes Sinnbild für den Begriff der Treue: das Herz im Mittelpunkt haben, oder was dasselbe ist: die Gesinnung auf der richtigen Bahn. Und dieser Geist, der ein solches Symbol als höchstes ethisches Gebot für die nationale Erziehung aufstellt, dieser Geist ist uns nicht mehr fremd, sondern in seinen letzten Wurzeln wesensverwandt.

Das andere Zeichen Koh wird gebildet aus „Alter“, unter dem das „Kind“ steht. Es bedeutet „Verehrung der Eltern“, im weiteren Sinne auch der Ahnen. Denn, der „Ahnenkult“ ist dort so alt wie das japanische Reich selbst. Der einzelne fühlt sich irgendwie lediglich als Teil-Substanz des großen lebendigen Blutstroms, hergeleitet zu ihm von seinen Ahnen her und hinführend zu seinen Enkeln. Auch ein solcher Begriff und ein solches Gefühl ist uns heute im neuen Deutschen Reich nicht mehr fremd.

Als nun dieser Geist des Tschuh-Koh Ende des letzten Jahrhunderts durch den Einbruch der mächtigen

TSCHUH

中 Mitte

心 Herz

Das Herz in der Mitte =TREUE

KOH

耂 Alter

子 Kind

Das Kind unter dem Alter =PIETÄT

Tschuh und Koh, Treue gegenüber dem Herrscher des Reiches und Verehrung der Eltern und der Ahnen, die beiden ersten Tugenden, die jeder Japaner besitzen muß.



Zwei Schülerinnen einer japanischen Frauenhochschule in Tokio beim Kotospiel, der zehnsaitigen alt-japanischen liegenden Harfe. Aber mit demselben Eifer untersuchen sie in der Physikstunde die Zusammensetzung der Luft, wie das Bild unten zeigt

Ideen des westlichen Individualismus aufs höchste bedroht schien, da erließ Kaiser Meiji, oder wie die Japaner sagen Meiji-Tenno, Richtlinien für die nationale Erziehung. Darin heißt es: „Unsere Untertanen waren immerwährend einmütig: unverbrüchlich in Treue zum Herrscher, und in Liebe verehrend ihre Eltern; und von Geschlecht zu Geschlecht haben sie diese schöne Gesinnung in ihrem Leben und Tun bekundet. — Solches ist die edle Blüte unseres Reiches und der Urquell, aus dem der Sinn aller Erziehung strömt."

Dieser „Erlauchte Erlaß Seiner Heiligen Majestät" wird nun jedes Jahr zu Schulbeginn vor der versammelten Lehrer- und Schülerschaft von dem Rektor oder dessen Stellvertreter verlesen, in einem inbrünstig feierlichen Tone. Und die gesamte Schülergemeinde Japans, von den kleinen Sechsjährigen bis zu den Erwachsenen, singt als Antwort einen Vers mit derselben Hingabe und Gläubigkeit:

Heil der Erlauchten Lehre,
Heil ihr und Ehre!

Tief gemeißelt in uns drin
lebt ihr heilig hoher Sinn,
geweiht in unserer Andacht:
wirkend Tag und Nacht.

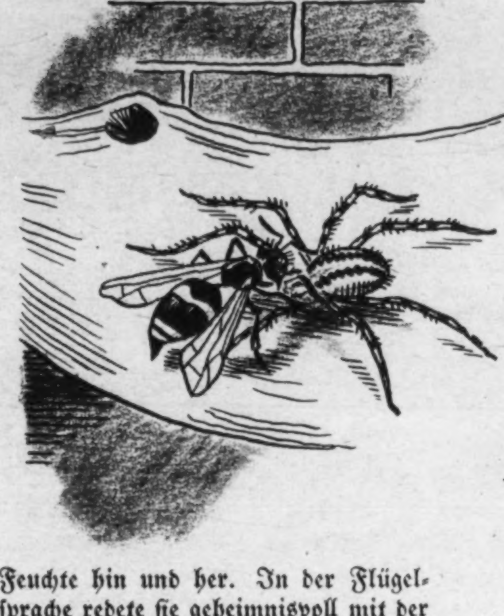
Heil der Erlauchten Lehre,
Heil ihr und Ehre!

Dies ist wohl eines der eigenartigsten Gelöbnisse von Schülern: ein nationalethisches Versprechen dem Herrscher des Reiches gegenüber, seine Lehre mit seelischer Bereitschaft zu empfangen und zu pflegen.

Aus solchem geistigen Samen keimt dann in jedem Japaner — über alle konfessionellen und kirchlichen Bindungen hinweg — das unzerstörbare Gefühl für die „Heiligkeit des Vaterlandes", eine geistige Haltung seinem Reiche gegenüber, die wir heute voll und ganz zu verstehen und zu würdigen wissen. Und wenn wir diese in der altjapanischen Kultur wurzelnde Gesinnung betrachten, dann wird es uns mit einem Male klar, warum unser Führer einen „geistigen Vertrag" mit Japan geschlossen hat, um das gegenseitige Verstehen der beiden Kulturen zu fördern und zu vertiefen.

E. Toku Bälz

Die schwarzblaue MAUERWESPE



Summend kam die schwarzblaue Mauerwespe in das Haus auf dem Hügel. Sie war eine absonderliche Erscheinung: das längliche Bruststück mit dem räuberischen Kopf, den starken Augen und den beständig nikkenden Fühlern war mit dem tropfenförmig gestalteten Hinterleib durch einen langen Stiel verbunden — der übertrieben gebildeten Wespentaille. Sie strich mit hängenden Beinen durch die Stube, wobei sie Wände und Pfosten aufmerksam betrachtete. Wo gibt es hier eine gute Baustelle? Ungeduldig schwirrte sie. Nein! mochte ihr Flügelton klingen. Kein Winkel schien geeignet zu sein für die Ausübung ihres Bauhandwerks.



Sie untersuchte das Wohnzimmer. Hier war es behaglich. Ein Duft reifen Obstes schwebte. Sie landete an der Holzwand und spazierte eifrig im Kreis, dem Baumeister gleich, der seinen Baugrund absteckt. Nach rückwärts sich abstoßend, musterte sie den Platz aus der Schwebe. Sie prägte sich den Lageplan ein, die Linien des Holzes und der Maserung. Und zufrieden brummend zog sie aus dem Zimmer ... Bald war sie wieder da und fand nach einem schwungvollen Bogen den gewählten Ort wieder. Sie setzte sich. Was lud sie ab? Eine kleine, gelbe Lehmkugel. Sie klebte die Last an, und die Mundteile stampften die Kugel platt. Im Nu war der Lehm ausgewalzt, und die Handwerkerin flog zum Fenster hinaus. Doch ließ sie nicht lange auf sich warten. Eine zweite Lehmkugel brachte sie herbei. Fleißig stampfte der Kopf, gläsern sangen die Flügel. Das Lehmpflaster hatte sich um ein Stück verbreitert. Derart, mit Gehen und Kommen, mörtelte die Fliegerin. Es dauerte nicht lange, da war auch schon der Grund zu ihrem Bau gelegt, ein beinahe rechteckiger, etwas schräg hinbetonierter, kleiner Lehmfladen.

Die Wespe flog in die rechte Seite des Hauses, und als sie wieder in die unbekannte Lehmgrube abreiste, entschwirrte sie in die gleiche Richtung. Eine Strecke weit war ihr fliegendes Pünktchen noch zu verfolgen, dann löste es sich auf in Licht und Luft. Ich ging ihr nach, zum Bach. An der Mulde, wo das Wasser unter den Büschen hervorrann und eine Lehmschicht angeschwemmt hatte, wartete ich. Ob sie auch hierherkäme?

Da war sie auch schon und faßte Fuß. Unruhig rannte sie am Rand der Feuchte hin und her. In der Flügelsprache redete sie geheimnisvoll mit der fetten, gelben Erde und dem abgesetzten Lehmschlamm. „Ich brauche recht saftigen, klebrigen Lehm!" verkündeten die Schwingen, und die Mundzangen hackten in den Baustoff, ein wenig davon zur Kugel ballend. Fort, hinauf! Sie hatte Eile und nützte die Zeit. Ein Wespentag ist nicht lang, man hat viel zu tun.

Nach einer Weile stürzte sie abermals aus der Luft. Sie brauchte nicht lange zur Ladung. Ich ging hinauf in das Zimmer. Die Arbeiterin war noch nicht da, aber über dem linken Flügel ihres Pflasters wölbte sich bereits eine aus Lehmbändern getöpferte Rundung. Sie hatte schnell gearbeitet. Die hintersten Bögen waren bereits getrocknet. Der Tag war heiß. Die Baumeisterin lärmte an meinem Gesicht vorbei: eine neue Kugel wurde angesetzt, und rückwärtsgehend, mit Flügelmusik, zog die Wespe die Masse aus, eine neue Rippe formend. Auf und wieder davon! Bald hatte sie einen Tonzylinder fertig. Sie kroch durch die Öffnung und surrte in dem engen Gefäß. „Alles in Ordnung!" sangen die Flügel, und die Vorderbeine glätteten einige Unebenheiten. Die Wespe schnellte heraus.

Und nun wurde aus der Arbeiterin eine Jägerin. Sie raste über die Holzverschalung des Verandadaches: zwischen den Ritzen wohnten kleine Spinnen. Als die Jägerin scharfäugig das Revier absuchte, ging es im Umkreis einer halben Spanne wie ein Schauer über die starrsitzenden Spinnen, die da, auf dem Anstand lauernd, ihr Wild erwarteten: kleine Fliegen,

Mücken und Motten. Augenblicklich sich duckend, entwichen sie blitzschnell in ihre Schlupfwinkel. Nicht jeder indes glückte es, der raschen Jägerin zu entkommen: sie wurde gepackt und durch einen nervenlähmenden Stich, der ihr die Bewegung raubte, für ein unterirdisches Schicksal vorbereitet. Das lebende Opfer, das den Gebrauch seiner Glieder durch den Stich eingebüßt hatte, wurde in das Lehmgefäß gesteckt. Neue Beute kam hinzu. Spinne auf Spinne, Schichten lebenden Wildbrets. Der Tonzylinder war nun bis zur Hälfte vollgespeichert: die stählerne Jägerin verwandelte sich in eine sorgsame Mutter. Sie legte ein Ei. Das kostbare und auch grausame Vermächtnis preßte sie den oberen Spinnen gleichsam an die Herzen, von ihnen sollten sich dereinst die jungen Wespennymphen nähren.

Den unheimlichen Tonkrug, die Wiege des künftigen Geschlechts, füllte nun die Fliegerin, die ihre Jagd wieder aufgenommen hatte, bis zum Rand. Die kleinen, grauen Tiere, unter denen sich manche überrumpelte Weg- und Grasspinne befand, wurden bis zur Tür des Bauwerks aufgestapelt. Regungslos lagen sie da in ihrem Zellengefängnis. Und wie man eine Büchse für die Frischhaltung der Konserve mit einem Deckel abschließt, so machte es auch die Wespe, eine treffliche Wirtschafterin und weitschauende Mutter, mit ihrem Vorrat. Sie schwang sich durch die Lüfte und brachte aus der Lehmgrube neue Kugeln herbei. Mit kriegerischem Gesang kittete sie den gefügigen Stoff dicht an den Rand der Röhre, strich ihn flach aus und verlötete die Brut- und Konservenbüchse. Damit fertig, musterte und prüfte sie zum guten Ende das Gebäude von allen Seiten, kroch auf ihm herum, stuppte den Kopf gegen die Lehmmauer — und ihre Flügel schwirrten ein Wespenschlußwort.

Dann erhob sich die kunstreiche Baumeisterin. Mit goldglänzenden Schwingen und langhängenden Beinen entschwebte sie. In die Lüfte, in die Bläue flog sie fort, zu neuen Taten und Bauwerken, zu neuen Jagden und Brutgeschäften — vielleicht aber auch in den Tod, denn sie hatte ihre Arbeit verrichtet und ihr mütterliches Werk getan.

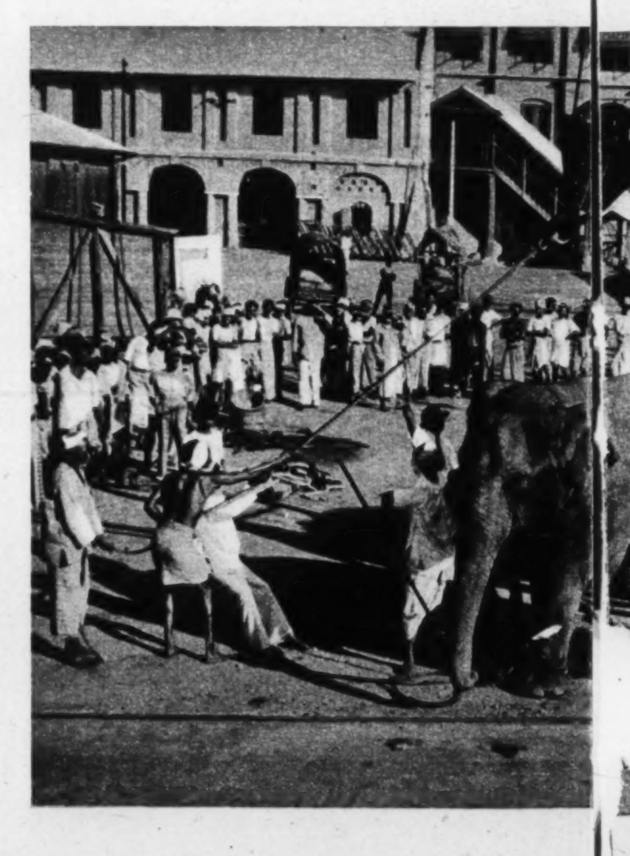
Friedrich Schnack



JUMBO auf Reisen

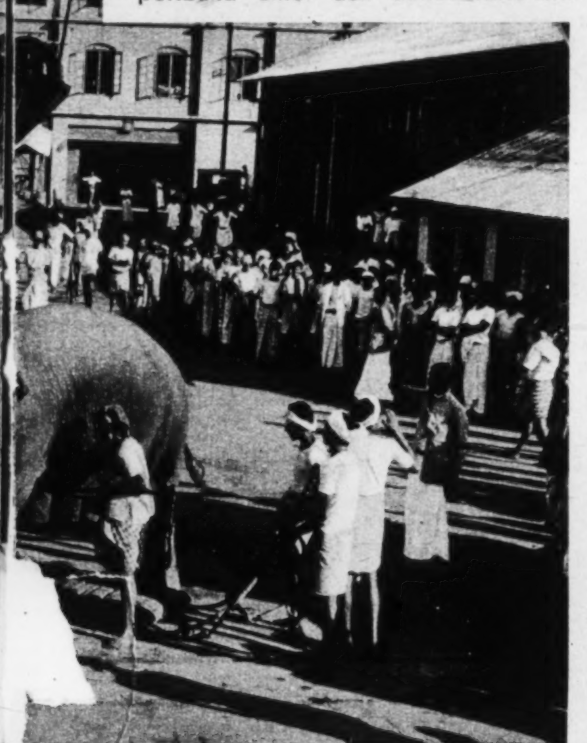
Der Beamte auf der weltverlassenen Eisenbahnstation von Morogono mag nicht schlecht gestaunt haben, als eines Tages ein braungebrannter Europäer am Fahrkartenschalter erschien und mit gleichgültiger Stimme sagte: „Bitte eine Fahrkarte nach Daressalam und einen Extrawagen für Jumbo!" — Jumbo war ein junger Elefant aus Äquatorialafrika. Inzwischen sind viele Jahre vergangen, und der Dickhäuter bildet heute eine Sehenswürdigkeit im Zoologischen Garten von Rom. Aber die wenigsten Besucher machen sich eine Vorstellung von den Mühen, mit denen seine Reise nach Europa verbunden war.

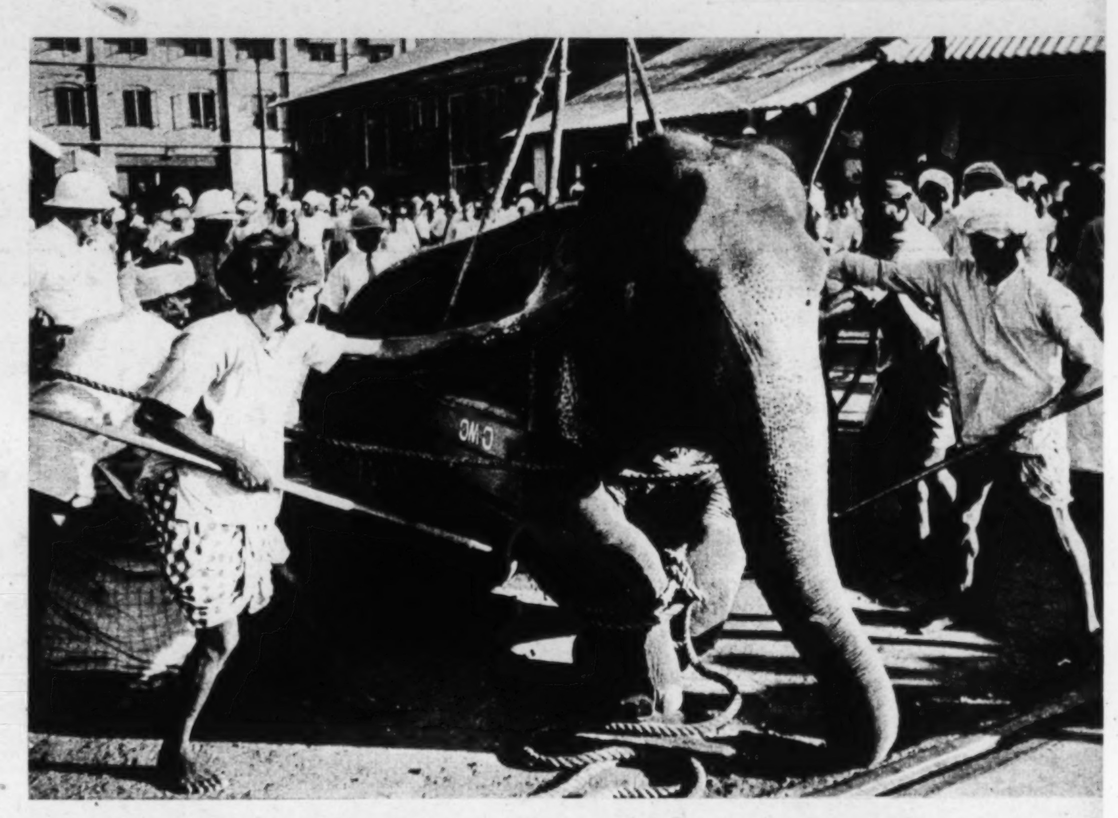
Der bekannte Afrikaforscher Hans Schomburgk, der mehrere Elefantentransporte nach Europa leitete, schildert mit lustigen Worten, wie Jumbo auf die Weltreise kam. Es war im unwegsamsten Busch des dunklen Erdteils. Ahnungslos tollte eine Elefantenkuh mit ihrem Jungen durch das Steppengras. Plötzlich brach sie im Feuer eines Gewehrschusses zusammen. Völlig verängstigt brachte der kleine Jumbo eine Nacht bei seiner toten Mutter zu, dann folgte er bereitwillig dem weißen Jäger, der sich seiner liebevoll angenommen hatte. Bald wich das Elefantenbaby nicht mehr von der Seite seines neuen Beschützers. Selbst



im Schlaf hielt es mit dem Rüssel seine Schulter umschlungen, und einmal hätte es vor lauter Zärtlichkeit beinahe seinen Pflegevater erdrückt. Schwerkeuchend und in Schweiß gebadet erwachte der Tierfänger aus einem wüsten Alptraum. Da sah er die Bescherung! Das Feldbett war zusammengebrochen und oben drauf lag zur Hälfte der liebebedürftige Jumbo und grunzte leise vor Wohlbehagen.
In kurzen Nachtmärschen ging es der afrikanischen Küste zu. Am Tage war der Dickhäuter faul und bequem. Wenn es gar zu heiß wurde, saugte er mit dem Rüssel etwas Wasser aus seinem Magen und nahm eine behelfsmäßige Dusche. Vier Neger hielten schützend einen Baldachin über ihn gebreitet. Schließlich wurde eine Landstraße erreicht, aber Jumbo lief sich auf dem ungewohnten Pflaster die Füße wund. Da erhielt er mächtige Stiefel angepaßt. Der kleine Jumbo hatte sich inzwischen so in die Welt der weißen Männer eingelebt, daß ihm nicht mal die Eisenbahn imponierte, mit der er das letzte Stück an den Ozean fuhr. An Bord eines großen Frachtdampfers kam er wohlbehalten in Europa an.

Der große Bursche soll zu Hagenbeck, aber er ahnt noch nichts von seinem Schicksal. Während sich über ihm der Greifhaken des Verladekrans herabsenkt, beobachtet er arglos die Hafenarbeiter, die ihm heimlich ein gepolstertes Transportband unter den Bauch schieben.





Die Luftfahrt beginnt. Willenlos läßt der Dickhäuter alles mit sich anstellen. Großes Staunen liegt in seinen Augen. Wozu hat man ihm die Beine gefesselt?

Zweifellos gehörte die Wanderung durch Afrika zum romantischeren Teil der Tierfangexpedition. Schwieriger und gefährlicher war jedoch die Verladung an Bord des Ozeanriesen und die stürmische Fahrt in den kalten Norden. Elefanten sind ziemlich anspruchsvolle Schiffspassagiere. Es mag wohl ohne weiteres einleuchten, daß man einen an hundert Zentner schweren Dickhäuter nicht wie einen menschlichen Fahrgast einfach die Gangway hinaufführen kann. Ein handfester Kran muß in Tätigkeit treten. Bei der ungewohnten Fahrstuhlfahrt werden die behäbigen Dickhäuter von panischem Schrecken ergriffen und versuchen, sich loszustrampeln. Kein Wunder, daß der Transportleiter befreit aufatmet, wenn die aus Leibeskräften trompetenden Ungeheuer wohlbehalten in der Tiefe des Laderaumes angelangt sind. Doch hat die bekannte Hamburger Tierfirma Hagenbeck weit über hundert Elefanten verladen, ohne daß sich dabei der geringste Unfall ereignete.

Auch als Eisenbahnfahrgäste sind Elefanten mit Vorsicht zu behandeln. So haben zwei allzu aufgeregte Dickhäuter einmal einen Zug zum Entgleisen gebracht. Mitunter sind die verschlagenen Riesen auch zu allerlei Streichen aufgelegt. Ein lustiger Zwischenfall ereignete sich bei einem Transport in Süddeutschland. Ein großer Wanderzirkus hatte in Reutlingen seine Zelte aufgeschlagen, und mit ihm war auch „Delhi", der indische Elefant, ins Städtchen gezogen. Der massige Dickhäuter war im Grunde ein braver Kerl; Abend für Abend vollführte er seine Kunststücke artig im Scheinwerferlicht der Manege. Nur zuweilen plagte ihn furchtbare Neugier.
Als „Delhi" in seinem mächtigen Extrawagen auf dem Zirkusfeld angerollt kam, trottete er wie gewöhnlich zwischen den Bauarbeitern herum und schien mit Interesse den Aufbau seiner luftigen Zeltwohnung zu verfolgen. Niemand schenkte ihm Beachtung, denn der gutartige Riese hatte bisher keine Freiheitsgelüste gezeigt. Diesmal hatte „Delhi" jedoch etwas Besonderes vor. Unbemerkt verließ er den Platz, um in aller Heimlichkeit das Städtchen zu besichtigen.
Sein erster Besuch galt einem Konfektionsgeschäft. Polternd fiel die dünne Ladenwand mit sämtlichen Regalen zusammen, und die zu Tode erschrockene Verkäuferin sah, wie ein mächtiger Elefantenschädel zwischen den Hutkartons und Ankleidepuppen zum Vorschein kam. „Delhi" hatte jedoch keine Mordgelüste. Er ließ das zitternde Menschenkind unbeachtet und suchte verwirrt nach einem Ausgang.



Jumbo ist sprachlos. Hilflos hängt er am Verladekran, während unter seinen massigen Tretern der Boden Ceylons hinwegsinkt. Erst in Europa wird der Dickhäuter dann wieder festes Land betreten

Jumbo verliert das Gleichgewicht. Es naht der schlimmste Augenblick im Leben des Dickhäuters: Hilflos sinkt er in den dunklen Schiffsleib hinab. In seiner Verzweiflung versucht er sich loszutrampeln. „Wird er hinunterplumpsen?" So fragen sich die indischen Zuschauer, die von seinen schrillen Angstschreien angelockt herbeieilten

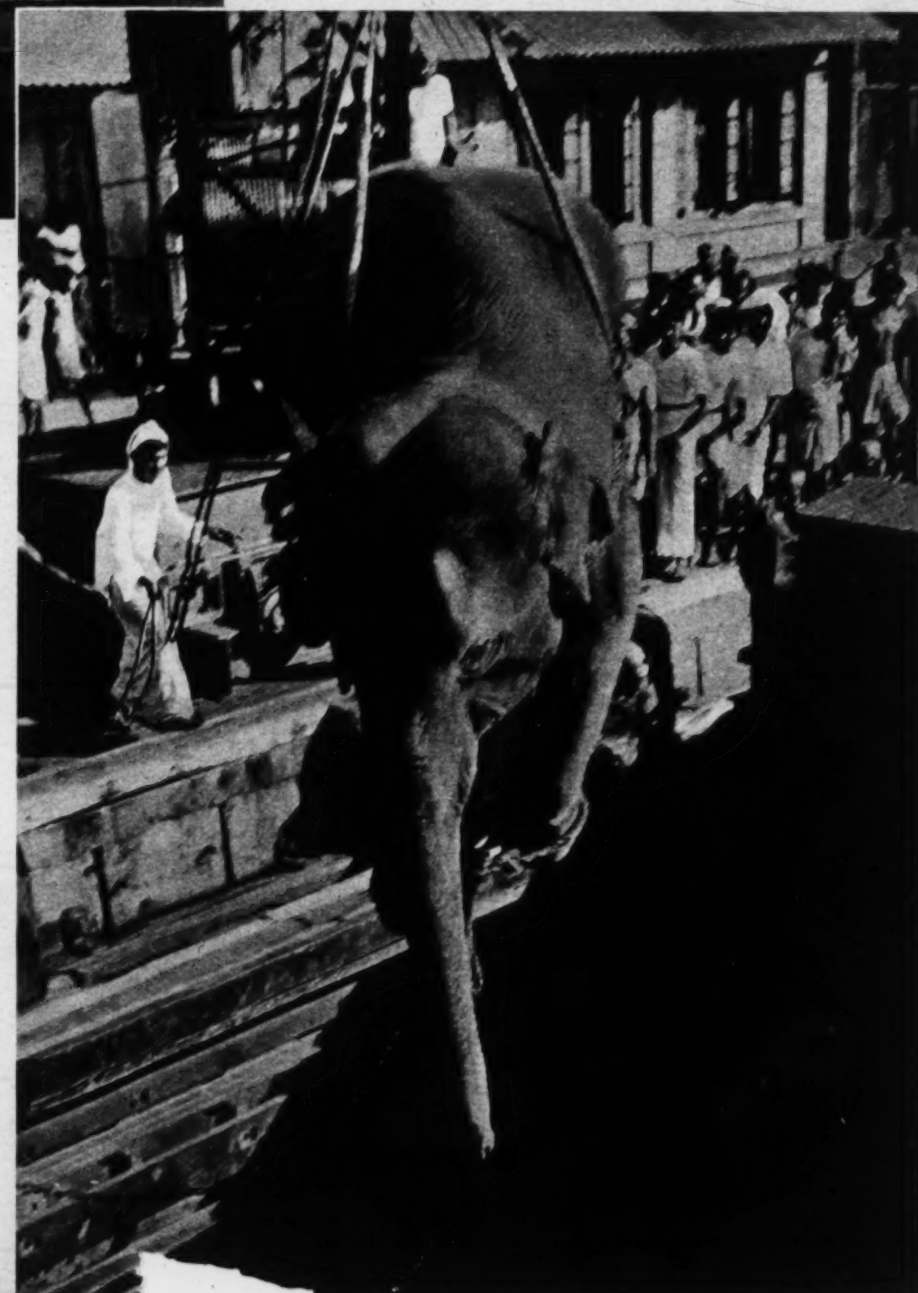
Die tapfere Verkäuferin schien das zu bemerken und öffnete geistesgegenwärtig die große Flügeltür zur Straße, worauf der Elefant erfreut nach draußen eilte.

In bester Laune setzte er seinen Spaziergang durch Reutlingen fort. Während sein Rüssel neugierig nach allen Seiten tastete, jodelte er fröhlich vor sich hin. Das genügte, um die Menschen in panikartiger Flucht von den Straßen zu jagen. Türen und Fensterläden klappten zu. Nur ein Bäckerjunge, der ahnungslos aus einem Hausflur trat, vergaß vor Schreck das Weglaufen. Aber „Delhi" hatte es nur auf den Brotkorb abgesehen.

Nach einer kurzen Frühstückspause interessierte er sich sehr für die Auslagen einer Musikalienhandlung. Als er den Laden betreten wollte, rutschte ihm der Türrahmen um den Hals. Mit dieser Verzierung schritt er vergnügt den Polizisten entgegen, die sich mutig dem Ausreißer entgegengestellt hatten. „Delhi" schob die Widersacher mit dem Rüssel beiseite und bohrte seine Stoßzähne in die Schaufensterscheibe eines Juweliergeschäftes. Die blitzenden Schmuckstücke hatten es ihm angetan! Gierig langte der Rüssel nach den goldenen Ringen und Uhren, und der Inhaber mußte händeringend mit ansehen, wie die wertvollen Schmuckstücke im Magen des Ungetüms verschwanden.

Alle weiteren Läden blieben von dem zudringlichen Kunden verschont. Zur allgemeinen Verwunderung machte „Delhi" plötzlich kehrt und trottete sichtlich befriedigt zum Zirkus zurück. Wenig später war der Direktionswagen von einer murrenden Menschenschar umringt, die hohen Schadenersatz verlangte. Der Direktor mußte tief in die Kasse greifen. Über 30000 Mark kostete ihm der kurze Spaziergang seines neugierigen Zöglings. Und es war ein Glück, daß „Delhi" eine gute Verdauung hatte. So konnte der beraubte Juwelier sämtliche Schmuckstücke auf der Müllschippe wieder nach Hause tragen ...

Rudolf Jacobs



Lütter Pott op groote See

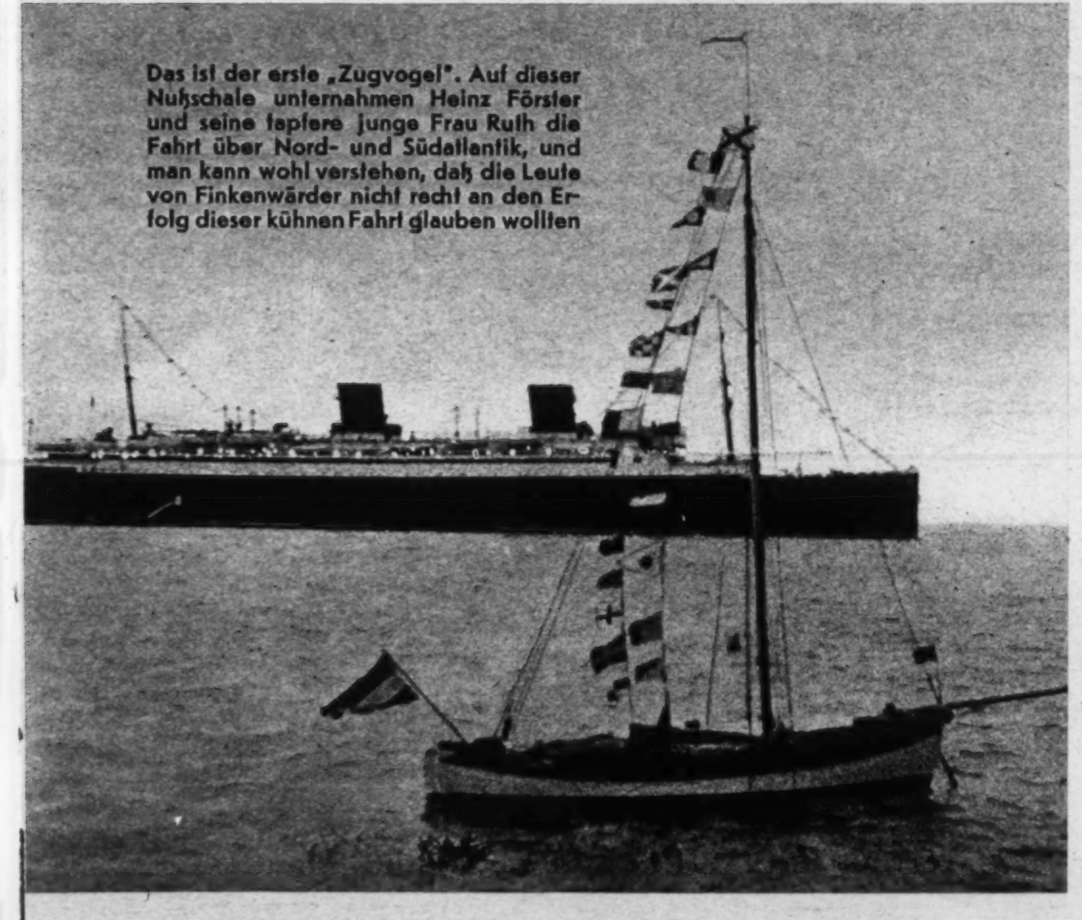
In einer Nußschale über den Atlantik



Der Weg, den Heinz Förster auf der vierjährigen Fahrt von Herbst 1934 bis Herbst 1938 mit seinem „Zugvogel" nahm

Die Männer von Finkenwärder schüttelten den Kopf und tippten sich mit unmißverständlicher Handbewegung an die Stirn, als sie merkten, daß es ihm ernst damit war, auf diesem lütten Pott über den großen Atlantik zu schippern. Aber Heinz Förster und seine junge Frau Ruth hatten sich das nun einmal in den Kopf gesetzt, und es hätte schon einen recht häßlichen Knall gebraucht, um die beiden wieder davon abzubringen.

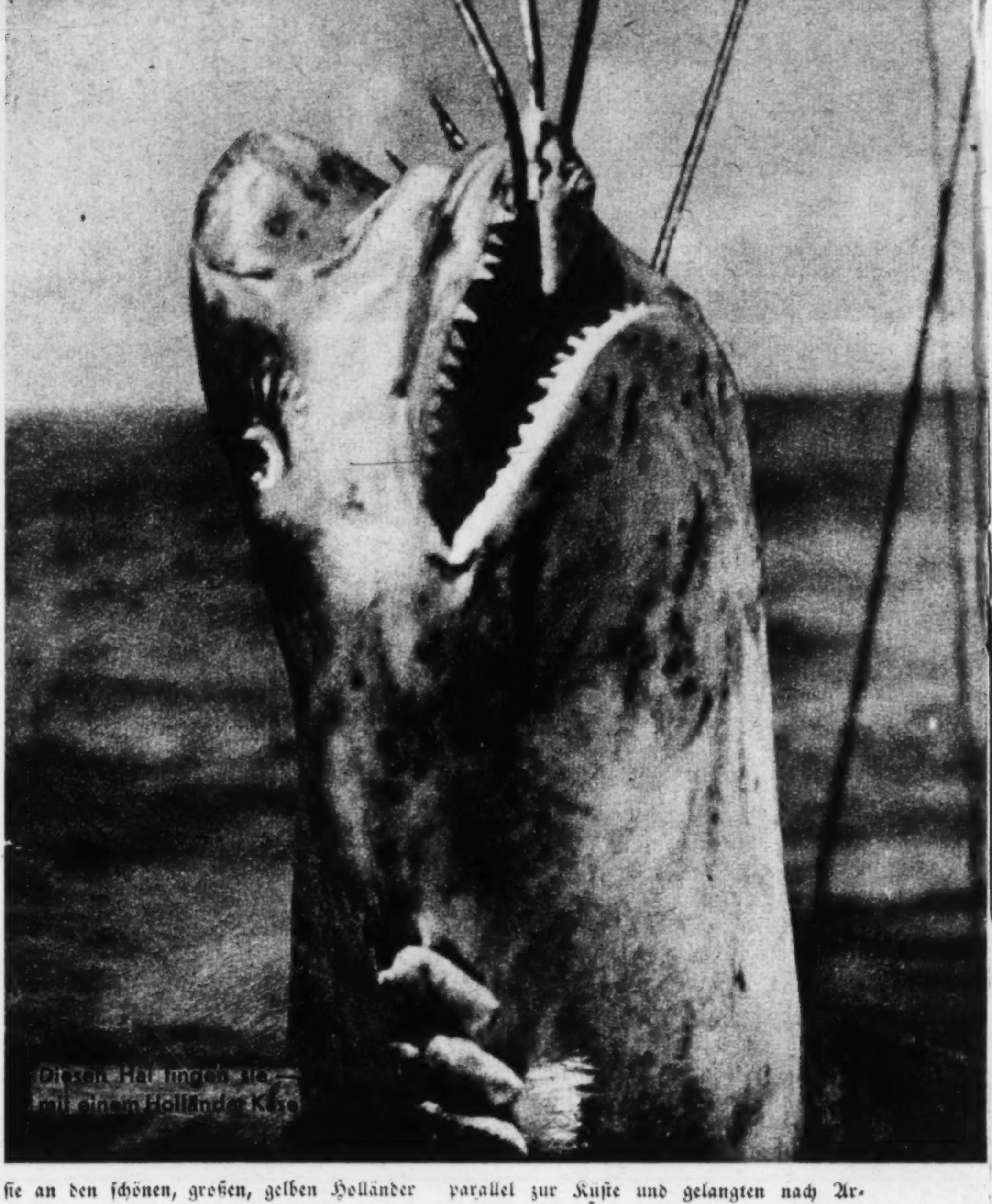
Der bewußte lütte Pott hörte auf den Namen „Zugvogel" und war von Geburt zum Krabbenfischen an der Küste bestimmt. Förster hatte ihn zwei jungen Skandinaviern abgekauft, die sich — um der Wahrheit die Ehre zu geben — die Mittel für ein paar vergnügte Tage in Sankt Pauli beschaffen wollten. Er überholte ihn gründlich, machte ihn, wenn man frech sein will, seetüchtig, baute eine Kombüse für Ruth ein — und setzte die Segel. Jawohl, ahoi!



Das ist der erste „Zugvogel". Auf dieser Nußschale unternahmen Heinz Förster und seine tapfere junge Frau Ruth die Fahrt über Nord- und Südatlantik, und man kann wohl verstehen, daß die Leute von Finkenwärder nicht recht an den Erfolg dieser kühnen Fahrt glauben wollten

Als sie um die „Alte Liebe" herum in die offene See steuerten, hatten beide ein tüchtiges Lachen in den Augen: wollen mal sehen, oder was kostet die Welt, mußte das heißen. Und es flutschte besser, als sie selbst vielleicht gedacht hatten, denn ein kühnes und gefährliches Stückchen Seefahrt war und blieb es nun einmal. In Le Havre geschah es, daß die Franzosen sie lange wegen Spionageverdachtes zurückhielten. Aber sonst, und überhaupt? Die Biskaya lag glatt wie ein Ententeich, und die portugiesische Küste bot schon längst keine Gefahren. Der kleine „Zugvogel" ließ nicht ab, ihnen Freude zu bereiten, so war er kein Pott mehr: sie nannten ihn Jacht.

Wie ein verschwimmender Nebelstreif blieb eines Abends an Backbord die afrikanische Küste zurück. Sie hatten den offenen Atlantik. Und er hatte sie. Es gab nun herrliche Tage und wundervolle Nächte auf den weltweiten Wogen, mit Tropensonne und kaltem Sternengeflimmer. Der große Teich meinte es gut mit den beiden einsamen Menschen in seinem unendlichen Schoß. Es war so, als ob er ihre Unternehmungslust, ihren Mut und ihren Glauben nicht mit einem schrillen Mißklang begleichen wollte. Sturm und Gefahr flogen mit den Wolken über ihnen, aber sie stießen nicht herab, sie zu vernichten.



Diesen Hai fingen sie mit einem Holländer Käse

Natürlich, nein, so glatt, wie es sich hier liest, ging es auch nicht ab. Es gab schon mal ein paar deftige Backen voll Wind, und der „Zugvogel" ächzte dann und stöhnte in seinen alten Planken, und das Tauwerk knarrte dazu, wie es schien, ein unheilvolles Lied. Frau Ruth hatte dann Mühe, ihre Töpfe und Teller in der handtuchschmalen Kombüse einigermaßen in der Senkrechte zu halten. Sie ahnten damals auch beide noch nicht, daß sie volle vier Jahre unterwegs sein würden, bis sie die Heimat wiedersahen. Aber Heinz Förster war nicht umsonst ein Hamburger Jung, der wußte, wie Wind und Wetter springen können.

Trotzdem. Es war eines Mittags. Über den „Zugvogel" waren schon mehrere schwere Regenböen hinweggefegt. Förster hatte das Beiboot umgedreht, um Regen aufzufangen, sie wollten mal ein richtiges Bad nehmen. Sie saßen quietschfidel und planschten in der Badewanne, als neue Böen den Käptn aufmerken ließen. Es konnte ja auch mal eine hübsche Mütze voll Wind dabei sein, und dann war die Badewanne nicht der richtige Platz für ihn. Da kam es auch schon. Wieder fegte eine Böe heran. Der „Zugvogel" machte eine tiefe Verbeugung nach Steuerbord, und ehe Förster an den Mast springen konnte, um die Segel zu bergen, legte er sich flach auf die Seite und flog mit ihnen davon, so daß aus dem komfortablen Wannenbad ein regelrechtes Seewasserbad wurde.

Interessanter aber ist vielleicht noch die Geschichte mit dem Hai und dem Holländer Käse. Der Hai schwamm schon eine ganze Zeit im Kielwasser des „Zugvogels". Vielleicht wartete er nur auf einen fetten Happen, vielleicht aber auch auf den ganzen kleinen Pott. Den Burschen mußten sie sich angeln, das wäre doch gelacht. Die Frage war nur, mit welchem Köder. Da dachten sie an den schönen, großen, gelben Holländer Käse, den Ruth in ihrer Kombüse aufbewahrte. Frißt der Hai Holländer Käse? Ein Stück über Bord geworfen, überzeugte sie von der vegetarischen Ader des gefürchteten Räubers, und schon flog der Angelhaken mit dem ganzen Käse in die Gegend, wo die Flosse des Hais wieder auftauchte. Ein paar Minuten Ruhe und Frieden, dann wirbelte wild das Wasser auf. Der Hai hatte zugeschnappt und saß fest in dem stählernen Haken. Er schlug wie verrückt um sich, als er sein Verderben fühlte. Blut und Schaum quirlten mit dem aufgepeitschten Wasser an die Oberfläche, die eben noch fast unbewegt gelegen hatte. Er raste mit dem tödlichen Stahl im Maul fort vom Boot in die See, tauchte verzweifelt, stieg wieder auf, warf sich vom Bauch auf den Rücken herum, daß das Wasser hochaufspritzte, wirbelte und kochte. So kämpfte er und wehrte sich mehr als volle drei Stunden, ehe ihn die Kräfte verließen und er als Opfer des Holländer Käse bezwungen an Deck des „Zugvogel" lag. — So segelten Heinz und Ruth über den Atlantik, und es kam sie wohl manchmal schwer an, durchzuhalten. Die Wellen wiegten sie, und Sonne und Mond beschienen sie durch Tage und Wochen. Das Land war weit, der Klabautermann war weit, und Menschen gab es keine. So waren sie nicht unfroh, als sie endlich das Festland sichteten und die brasilianische Küste den „Zugvogel" in ihre geschützten Buchten aufnahm. Sie segelten parallel zur Küste und gelangten nach Argentinien und Buenos Aires, und sie schipperten wieder zurück nach der Bucht von Viktoria in Brasilien.



Klaus wurde unterwegs geboren, und Ruth Förster hatte nun statt des einen hungrigen Mundes gleich deren zwei auf dieser vier Jahre währenden Fahrt zu versorgen. Sie tat es mit Umsicht, Liebe und den in ihrer kleinen, handtuchschmalen Kombüse vorrätigen Lebensmitteln, die sehr sorgsam eingeteilt werden mußten

Hier nun begann sozusagen ein neues Leben. Heinz Förster baute während anderthalbjähriger, harter, schwerer Arbeit einen n e u e n „Zugvogel", größer, stattlicher, widerstandsfähiger als der erste, den ihm die in der Viktoria-Bucht ansässigen Deutschen zu einem gesegneten Preis abkauften: für den Erlös konnte Förster nicht nur die Kosten für die neue Jacht und alle Nebenkosten, sondern auch ihre Verpflegung für die ganze Zeit bestreiten. In glühheißer Sonne und tropischer Glut schaffte der junge Käptn, unterstützt nur von einem brasilianischen Werftarbeiter, in 5800 Stunden oft bei 40 Grad im Schatten und 20 Arbeitsstunden am Tag den neuen „Zugvogel".

Und, ach Gott ja, dann geschah den beiden etwas sehr Schönes. Ruth schenkte ihrem Mann einen kleinen, quietschfidel krähenden Jungen. Sie nannten ihn Klaus, und er wird wohl einmal ein guter Seemann werden. Heimzu wählten sie dann den gefährlicheren Weg über den Nordatlantik. Klaus und die Mutter schickte Förster allerdings auf dem sicheren Wege mit einem Dampfer nach Deutschland. In Neuyork wurden sie auf amerikanische Weise mit tollem Allotria empfangen. Nun werden sie längst vergessen sein. Als der „Zugvogel" aber nach guter, glatter Fahrt endlich nach vier Jahren wieder

in der Heimat eintraf, empfing Heinz Förster eine tiefe Genugtuung:
Er wurde als Segellehrer an die Hanseatische Jachtschule verpflichtet, um dem Nachwuchs das Einmaleins der Seefahrt beizubringen. Der „Zugvogel" segelte über die Toppen geflaggt um die „Alte Liebe", und die Männer von Finkenwärder drückten dem jungen Käptn tüchtig die Hand. Harald Gloth



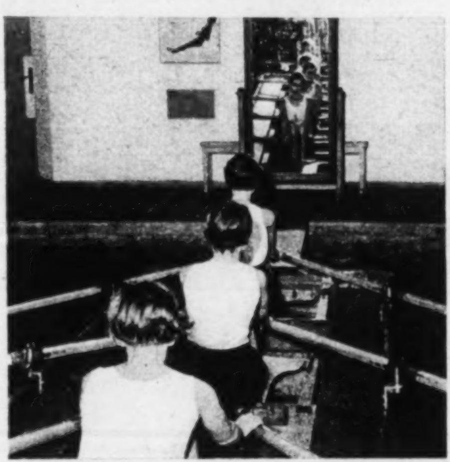
Nach 4500 Seemeilen Fahrt läuft der „Zugvogel" den Hudson nach Neuyork hinauf, und es war für die kühnen Segler ein herrlicher Anblick, nach den vielen Anstrengungen der voraufgegangenen Wochen die Umrisse der City aus dem grau-gelben Dunst aufsteigen zu sehen

SPORT VOR DEM SPIEGEL

Ein Spiegel — spiegelt! Das ist seine physikalisch-optische Pflicht, dazu hat sich sein Hersteller die Mühe gemacht, spiegelnde Schichten hinter Glas zu legen. Was ein Spiegel widerspiegelt, ist ihm völlig gleichgültig. Er gibt mit gleicher Geduld schöne Gestalten und dumme Gesichter wieder, hilft dem eitlen Gänschen und dem vorsichtigen Autofahrer, wendet den Lichteinfall für den Jungen, der mit dem Taschenspiegel andern Leuten ins Fenster blitzt, wie für den Arzt, der mit einem winzigen Spiegelscheibchen tief in den kranken Kehlkopf und sogar in den Magen des Menschen hineinschaut ... Der Spiegel tut immer seine Pflicht, solange auch das Licht dabei ist. Es wäre falsch, ihn nur ein „Instrument der Eitelkeit" zu nennen. Darum braucht sich auch ein Sportler seiner nicht zu schämen, und darum brauchen auch wir nicht erstaunt zu sein, wenn wir im sportlichen Rahmen plötzlich vor einem Spiegel stehen. Wir werden also, wenn wir dereinst deutsche Soldaten und Reiter werden sollen, nicht auf den beliebten Scherz hineinfallen, der sagt, die Spiegel in der Reithalle dienten der Eitelkeit der Pferde, die ihre Mähnenpracht darin bewundern wollten ... der Reitlehrer wird es uns schon sagen, wie man in dem großen Spiegel sehr gut und richtig Sitz und Haltung auf dem Pferderücken kontrollieren kann, wie der Spiegel also für den Reiter dient und nicht dem Rößlein! ...



Der Spiegel ist unbestechlich; er zeigt jeden Fehler in der Haltung



Vielleicht trainieren sie neben dem Rudern auch ein kleines Lächeln ...

Wenn wir aber einen ähnlichen Spiegel auch in einer Boxschule wiederfinden, so will uns vielleicht doch nicht in den Kopf, wozu der hier aufgehängt ist. Will da der Boxer seinen Gegner im Spiegel belauern, will er sich daran ergötzen, mit raschem Seitenblick zu sehen, wie prächtig er den Gegner beharkt? — Nein, natürlich nicht. Der Spiegel dient der Kontrolle der eigenen Vorhaltung und Vorstöße. Wenn du selber vor den Spiegel trittst und deine Stellung beobachtest, so findest du sofort heraus, ob deine Arme und Fäuste den Körper wirklich decken und ob man wirklich nicht sieht, welches deine „Schokoladenseite" ist und welche Faust nicht so gut im Angriff ist. Es ist natürlich gut, wenn man das im Spiegel selber sieht, und nicht vom Gegner mit harter Faust „nachdrücklich" auf seine Fehler hingewiesen wird. — Gleichen Zwecken dienen die Spiegel auch in den Fechtschulen, gerade bei den feinfühlenden Bewegungen dieser Waffen ist er eine sehr gute Hilfe. Die Augen des Menschen sind viel kritischer als sein Gefühl.

Aus diesem Grunde verstehen wir nun auch, warum in den Winter-Ruderbecken Spiegel vor den Rollsitzen aufgehängt sind. Das Rudern erfordert neben kräftigen Bewegungen vor allem ein gutes Gleichgewichtsgefühl im Boot. Dies Gleichgewicht kann durch den Anblick im Spiegel wirksam kontrolliert werden. Ob der Kopf genau in der Mittellinie schwingt, ob eine Schulter hochgezogen ist oder die Arme sich richtig krümmen — das zeigt der Spiegel genau. Gerade im Winter-Ruderbecken gehört diese Kleinarbeit zu dem unumgänglichen „Schliff" des Ruderers. Ob die Ruder-Mädchen außerdem noch ein freundliches Lächeln in diesem Spiegel „trainieren", wird wohl nur von boshaften Männern behauptet, ist jedenfalls schwer zu beweisen.

Da sind die Spiegel in den Gymnastikschulen schon eher für diesen Zweck eingerichtet. Vor ihm üben Tänzerinnen ihre Bewegungen, beobachten Spitzentänzerinnen die Figur, die sie machen, ordnen Ballettmädchen ihre Kleider und Gebärden zu anmutigen Bildern. Aber auch hier steht dennoch sportlicher Ernst hinter aller Neckerei. Gerade die Gymnastik soll ja Haltungsfehler beseitigen; darum kann der Spiegel hier sehr wesentlich mithelfen, um die Haltung des Übenden ständig zu verfolgen und Fehler sofort anzuzeigen. Und selbstverständlich müssen wir einer Tänzerin, die sich auf der Bühne einem kunstkritischen Publikum vorstellen will, ohne weiteres zugestehen, daß sie ihre Bewegungen vor sich selber, also im Spiegel, beobachtet.

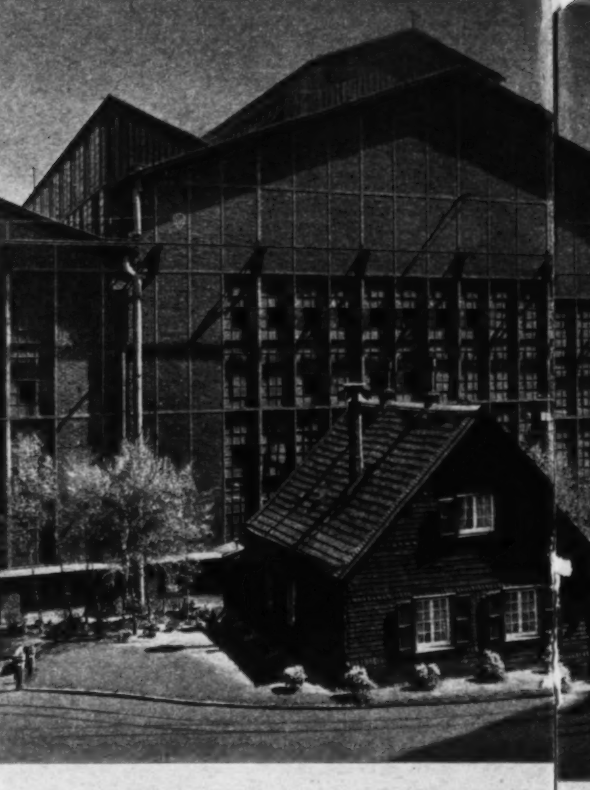
Aber wir sehen es immer wieder: Die Dinge selbst sind weder gut noch übel. Erst der Mensch macht sie wertvoll oder schadenbringend. J. K.



Der Gegner ist ungefährlich, aber er dient der Kontrolle der eigenen Boxstöße

Waffenschmiede der Nation

GESCHICHTE EINES KÄMPFERISCHEN LEBENS



Vor hundert Jahren fuhr aus dem noch in ländlicher Idylle schlafenden Land an der Ruhr ein 26jähriger junger Mann nach England, Reisender für Münzstempel und in Prägestöcken für Schmucksachen, Löffel und Gabeln. Am liebsten aber verkaufte er glasharte Walzen aus Stahl für die Gold- und Silberschmiede. Unter Vertrauten pflegte er gelegentlich davon zu sprechen: zehnjährige Arbeit und teures Lehrgeld hätten ihn in dieser Technik zum Meister in Europa gemacht. Stolz setzte der 26jährige hinzu, daß ihm in diesem Artikel die Welt tributpflichtig sei.

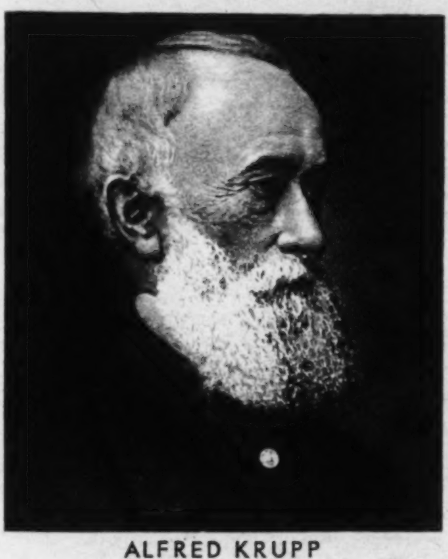
„Den Winter machte ich in Liverpool die Bekanntschaft eines Deutschen namens C r u p; wir nannten ihn den Baron, er war ganz jung, sehr groß und schlank, sah sehr delikat, aber schön und interessant aus. Er trug immer kleine, schwanenhalsige, silberne Sporen und war quite a gentleman. Ich nahm keinen Anstand, ihn bei mir bekannten Familien einzuführen, und wir sahen uns häufig ..." So beschrieb ihn der Zeitgenosse J. G. H. von Mumm, Verfasser von „Meine Erlebnisse zu Pferde".

Geheimnisse in der Walkmühle

Wieder, nahezu auf den Tag zehn Jahre später, verschwanden die „schwanenhalsigen, silbernen Sporen" zusammen mit Löffeln, Kannen und Medaillen in einem Schmelztiegel, um 80 Arbeiter löhnen zu können. Am 26. April 1848 war das, als A l f r e d K r u p p, schuldenbeladen, ohne Aufträge und Kredit, seinen 36. Geburtstag beging, in einem Jahr, das nach seinen eigenen Worten voll war von „Geschrei, Ratlosigkeit und dumpfer Gärung ..."

Wer war dieser junge Mensch, der mit seinen 36 Jahren schon zwei Jahrzehnte eines schweren, vielfach geprüften, oft unterlegenen und ebenso oft siegreichen und arbeitserfüllten Daseins auf dem von Natur her schmalen, aber federnden Rücken hatte? Aus welchem Holz war dieser Deutsche, dessen Werk wir Heutigen den Ehrennamen „Waffenschmiede der Nation" gegeben haben und der die Wirklichkeit und das Symbol vom „Kruppstahl" schuf?

1811 hatte der Vater, F r i e d r i c h Krupp, der, wie 6 Generationen vor ihm, in der damals noch ganz ländlich-unberührten Stadt Essen, bedeutend in Eisengewerbe, Gewehr- und Kolonialhandel, ansässig war, seine Fabrik „zur Verfertigung des Englischen Gußstahls und aller daraus resultierenden Fabricate" gegründet. Seit dem 7. Jahr vaterlos, eigensinnig und dabei von stürmischem Temperament, glaubte er, auf eine große Sache gestoßen zu sein, hatte doch sogar Napoleon einen Preis auf die inländische Gußstahlerzeugung ausgesetzt. Auf der „Walkmühle" bei Altenessen ging es seit dieser Zeit geheimnisvoll zu wie in einer Alchimistenküche. Da wog man die Pülverchen wie die Apotheker, schmolz Eisen in nur faustgroßen Tiegelchen, die von Passau kamen, und hatte zuweilen ein Klümpchen Stahl, den man recken konnte. Aber englischen Gußstahl in brauchbaren Mengen gab es bis dahin nicht. Ehe Friedrich Krupp, der Vater, seinen Betrieb aufgebaut hatte mit gewinnbringenden Resultaten, kamen neue Schwierigkeiten: andere Stahlerfinder traten auf und machten den Krupps das Leben sauer. 1823 wandte er sich, zum letztenmal, an die preußische Regierung um Unterstützung. Die Arbeiten in seiner Gußstahlfabrik schleppten



ALFRED KRUPP
der Begründer der „Waffenschmiede der Nation" (1812—1887)

sich hin; bald fiel eine Schmelzung gut, bald wieder eine schlecht aus, die Kundschaft, oft enttäuscht, verlief sich. Größere Aufträge der Münzen konnte man nicht ausführen; es fehlte an Eisen, Koks, und der Kredit schien endgültig erschöpft. 1824 zog Friedrich Krupp mit den Seinen in ein kleines Aufseherhaus neben dem neuen Schmelzbau, und als er im Oktober 1826 starb in jenem kleinen „S t a m m h a u s", das, wie aus einer Spielzeugschachtel hingebaut, zwischen den gewaltigen Werkshallen der Kruppwerke erhalten geblieben ist, ahnte der Todgeweihte, vom Leben Geschlagene und wohl auch Verbitterte nicht, daß hier die „Waffenschmiede der Nation", ein Menschenalter später, lärmend in Betrieb sein würde ...

In diesem Jahr war der junge A l f r e d Krupp 14 geworden. Der todkranke Vater hatte den Jungen schon früh aus der Schule genommen, um ihn noch unter seinen Augen arbeiten zu lassen und ihm von den Erfahrungen seines Lebens mitzugeben. Es war nicht viel, was der Stammvater der „Waffenschmiede" seinem Sohn hinterließ. Er sagte es später selbst: „Vom Vater haben wir kein Vermögen geerbt, keine Kenntnisse und keinen Namen. Die Fabrikation brachte nach altem Verfahren keinen Gewinn, es wurde nichts beibehalten als der Ort und das leere Gebäude. Sieben Getreue („dazu A. K. macht acht Mann") halfen dem Sohn Alfred das Werk wieder in Gang zu bringen. „Ein paar unausgeführte Bestellungen waren auch wohl da, aber kein Pfund gutes Eisen und kein Koks, um es zu schmelzen, keine Tiegel und noch weniger Graphit, welche zu backen. Im Teich war kein Wasser zum Schmieden und Bälge und Hammer nicht in Ordnung. Es war viel für einen Jungen, der unter den wenigen Leuten den Meister spielen sollte und der doch vorerst in allem nur ihr Lehrling sein konnte ..."

Das waren die Jahre, von denen Alfred Krupp im Alter schrieb, in der schmalen Dachstube des Stammhauses habe er Hunderte von Nächten in Sorge und geradezu fieberhafter Angst durchwacht, während die Mutter, Kamerad und Freund, das Hauswesen durch ihre Sparsamkeit rettete. Immerhin, die „Firma" lebt. Sie hält sich, wenn auch ohne Verdienst, den man beiseitelegen kann und ohne Fortschritt. Zweitausend Taler Umsatz im Jahr reichten für den Lohn an die sieben Getreuen. Außer Werkzeugstahl liefert Krupp in diesen Jahren Feilen, Gerberwerkzeug und kleine Geräte, Hammersättel und Einsätze. Dazu verlegte er sich aufs Härten schwieriger Stücke und schmiedete schließlich kleine Gußstahlwalzen für die Münzen, für Gold- und Silberarbeiter. Diese Hartwalzen waren damals das kostbarste Gerät der Edelmetallindustrie. Man zahlte jeden Preis dafür, und die berühmten englischen waren nur aus gehärtetem Eisen und kosteten doch einen Taler das Pfund. Um 1830 beginnt er zu „drechseln" und dreht auf selbstkonstruierten Maschinen die ersten Walzen. In dieser Zeit war er, nach



Inmitten der gewaltigen Werkshallen der Kruppwerke in Essen steht, wie vor hundert Jahren, das „Stammhaus", von dem aus Leben und Arbeit Alfred Krupps in seinen schwersten Jahren ihren Ausgang nahmen

seinen eigenen Worten: „Prokurist, Kassierer, Korrespondent, Schmied, Schmelzer, Koksklopfer, Nachtwächter am Koksofen und sonst noch mehr".

Aus den Stahlwalzen wurden kleine Walzmaschinen, mit denen Krupp jahrelang die Welt durchreiste. Österreich und die Schweiz, Belgien, Holland, Rußland und Frankreich kaufen von ihm. Trotz allen Aufstiegs gab es wieder schwere Nackenschläge: 1842 stand nach seinen Worten die Gußstahlfabrik wieder einmal „an dem äußersten Rand des Abgrundes" ...

Wie kam dieser Willensmensch zu jenen Konstruktionen, die seinen Ruhm in der Welt begründen sollten?

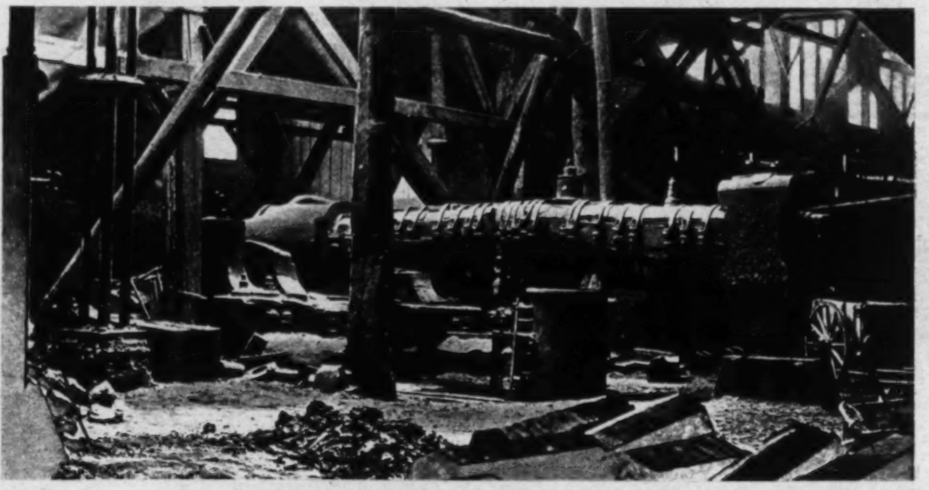
Unzerstörbare Kanonenrohre

Zweiundzwanzig Jahre hatte Alfred Krupps Arbeit im wesentlichen den Werkzeugen der Edelmetallindustrie und der Münzanstalten gedient. Aber schon waren Anzeichen da, die auf eine Verbreiterung der Absatzgrundlage und eine Vermehrung der Erzeugnisse in seiner Fabrik hinwiesen. Schon hatte Krupp den Bergwerksbehörden Gezähe aus schweißbarem Gußstahl angeboten, den ersten Lokomotivfabriken Kolbenstangen und andere Maschinenteile, den Wagenfabriken Achsen und Federn geliefert. Kürassbleche aus Tiegelstahl wurden in Spezialfabriken verarbeitet und erregten Aufsehen; eigenhändig schmiedete Alfred Krupp 1843 nahtlose Läufe für Infanteriegewehre, die in der staatlichen Gewehrfabrik auf den Ruhrhöhen von Saarn mit Erfolg beschossen wurden. In diesem Jahr wurde zum erstenmal die Möglichkeit, *Kanonenrohre* aus Gußstahl zu schmieden, erörtert. Aber die Zeit war noch nicht reif. Gewehrläufe, die Krupp im März 1844 dem preußischen Kriegsminister schickte, wurden ihm mit der Begründung zurückgegeben, daß die bisherigen (die billiger waren) allen Ansprüchen genügten. Krupp, dessen Gefolgschaft inzwischen auf 300 Mann angewachsen war, ließ nicht locker. 1847 schickt er ein neues Geschützrohr an die Artilleriekommission in Berlin. Zwei Jahre muß er warten, bis man sich zur Prüfung entschließt. Es stellte sich heraus, daß das Kruppsche Rohr (bei halber Wandstärke der alten Rohre) unzerstörbar ist; zuletzt hatte man es bis an die Mündung mit Pulver gestopft, um es zu sprengen. Der Bescheid lautet: allem anderen Kanonenmaterial überlegen, aber die Kosten sind ein unübersteigliches Hindernis! Die Weltausstellung in London, das Ereignis des Jahres 1851, kommt heran. Neben einem Gußstahlblock von 4300 Pfund Gewicht, zwischen Kruppschen Gußstahlachsen und Federn, hochpolierten Walzen und Kürassen steht auf hohen schlanken Rädern die Ausstellungssensation: *das erste Gußstahlgeschütz der Welt!* Die Offiziere aller Nationen belagern den Stand. Krupp konnte nach Essen schreiben: „Die ersten englischen Fabrikanten machen mir die Cour. Freunde sagen mir, daß selbst England mir den ersten Preis zuerkennen will." So geschah es.

So wie hier das Ausland ihn anerkannte, so blieb auch in anderen Fragen Krupp das bittere Geschick nicht erspart, von der Bürokratie seines eigenen Staates oft genug abgewiesen zu werden. So ging es ihm mit der „nahtlosen Bandage" (bei der die Reifen für Eisenbahnräder nicht mehr geschmiedet, sondern gewalzt wurden). Frankreich und Rußland, Spanien und Indien, die heißesten und kältesten Zonen wurden längst auf Kruppschen Reifen durchquert, ehe *Preußen* daran dachte, ihm die geringste Bestellung zu geben.. Dem preußischen Handelsminister konnte Alfred Krupp in späteren Jahren einmal, nicht ohne Bitternis und stolzen Groll, vorhalten, daß das Ausland und die deutschen Privatbahnen ihm seine Existenz ermöglichten; von den Bestellungen der Preußischen Staatsbahnen hätte er hingegen nicht einmal für drei Tage seine Arbeiter löhnen können.

Hartnäckigkeit lohnt sich

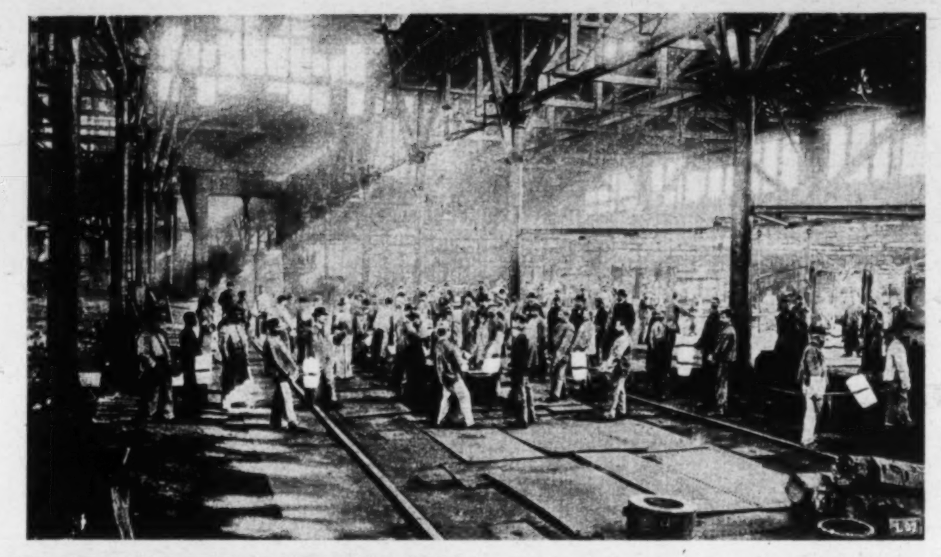
Über ähnliche Zurücksetzung hätte Krupp, wäre er nicht von seinem Arbeitswillen ebenso wie von einem vorbildlichen Nationalgefühl beseelt gewesen, klagen können. Der König von Preußen hatte seine Kanone als Geschenk huldvoll angenommen, auch andere Staaten, darunter Bayern, Braunschweig und Frankreich, hatten kleine Probeaufträge gegeben. Alles feilschte um den Preis; eine Ausnahme machte nur der Vizekönig von Ägypten, der sogar Kruppstahl für seine Privatjacht bezog und Geschütze in Auftrag gab. 1857 beschäftigte Krupp etwa 1300 Arbeiter, aber erst 1859 wurde er der Mann, als der er im Bewußtsein der Welt als der Erbauer der schweren Geschütze einen verdienten Platz einnimmt. Am 7. Mai verfügte der Prinzregent Wilhelm die preußische Bestellung von 300 Gußstahlrohren für die Feldartillerie,



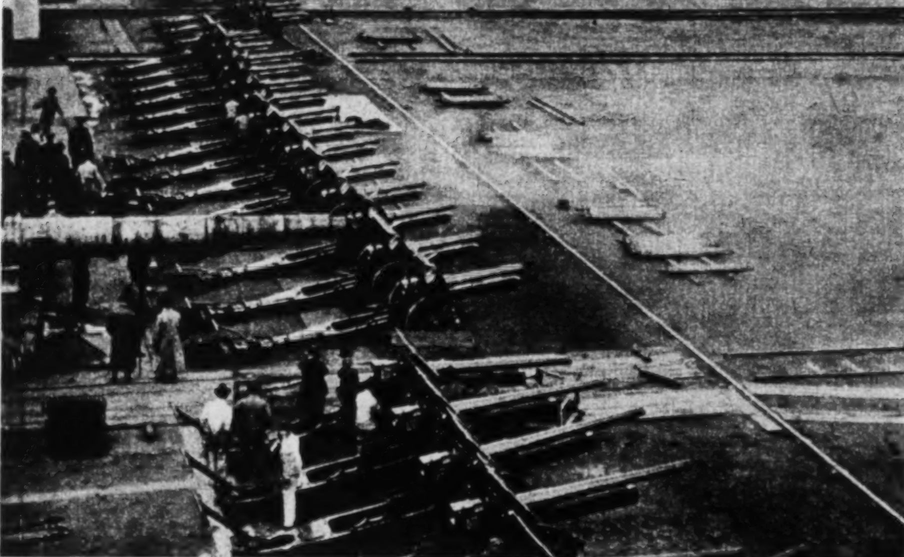
Ein technisches Dokument: der erste Dampfstielhammer nach der Konstruktion Alfred Krupps vom Jahr 1852. — Unten: Verschwindlafette vor dem Kriege. Aus dem Krupp-Film „Pioniere der Technik"



Krupp war eine der ersten Firmen, die die Werksphotographie in großem Umfang pflegte: hier eine Aufnahme vom Tiegelguß im alten Schmelzbau des Kruppwerkes



Großes Abnahmeschießen im Jahre 1916. Aus dem Krupp-Film „Pioniere der Technik"

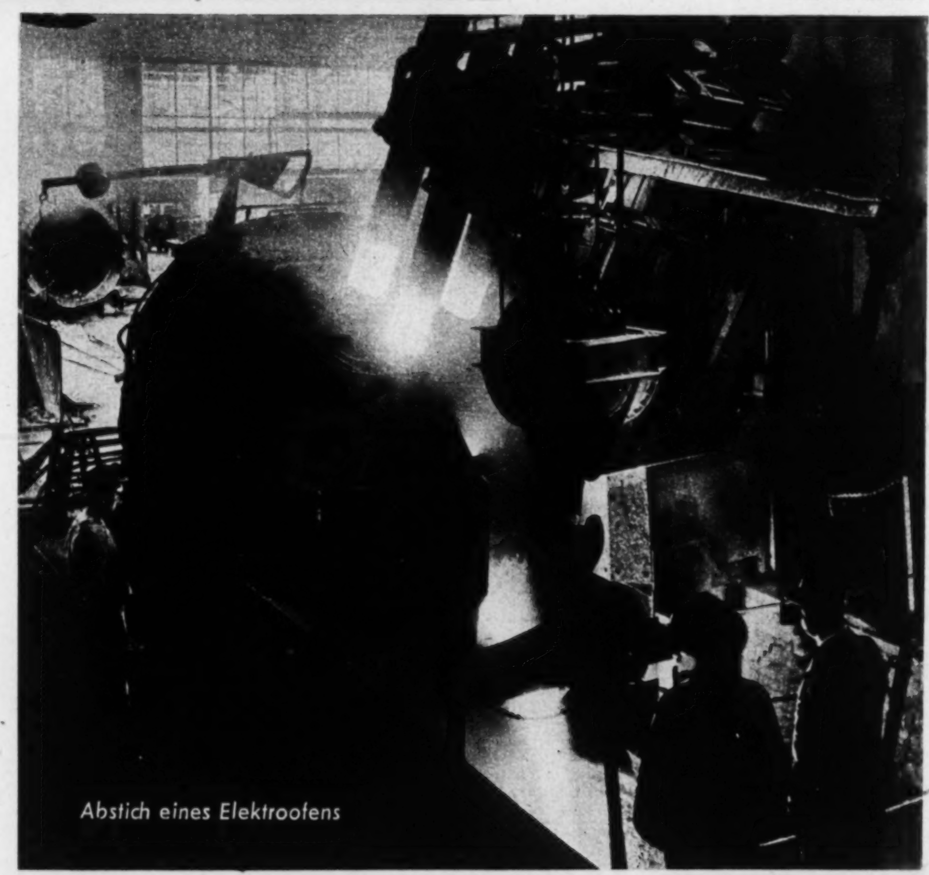


deren Vermehrung in der Heeresreform von Roons eine große Rolle spielte. Männer, die einsahen, daß für die Verteidigung des Landes nichts zu teuer war, schoben mit Mut und Verantwortungsbewußtsein die leidige Kostenfrage beiseite. Es waren wirklich jene 300 Rohre für Preußen, die für den Kanonenbauer Krupp den Bann brachen. Nicht nur weitere Arbeit, auch Kredit war auf einmal in Hülle und Fülle da. Krupps Hartnäckigkeit hatte sich gelohnt. Auch als Konstrukteur war er dabei ganz neue Wege gegangen, und die Hauptschwierigkeiten waren ihm nicht zuletzt dadurch entstanden, daß sein Anspruch, auch in diesen technischen Fragen neue Wege zu gehen, bei den „Fachleuten" Ärger und Verschnupftheit hervorgerufen hatten. Man empfand es als Anmaßung, daß ein „Fabrikant" sich vermaß, in solchen Dingen eigene Vorschläge zu machen. Der Kampf um die Anerkennung der Kruppschen Geschützfabrikation hatte die sechziger und siebziger Jahre erfüllt! Vergeblich hatte er sogar in Berlin bedeutende Preisermäßigungen, selbst unter Einbuße seines Gewinns angeboten. Erst als Rußland seit 1863 schwere und schwerste Gußstahlrohre bestellte, wurde das anders. Und dabei hatte sich der Waffenschmied der Nation doch sehr unmißverständlich ausgedrückt: „Wenn Preußen so gerüstet ist, daß wir unzweifelhaft das Übergewicht haben, so habe ich an diesen Lieferungen genug verdient, auch wenn ich kein Geld verdiene ..."

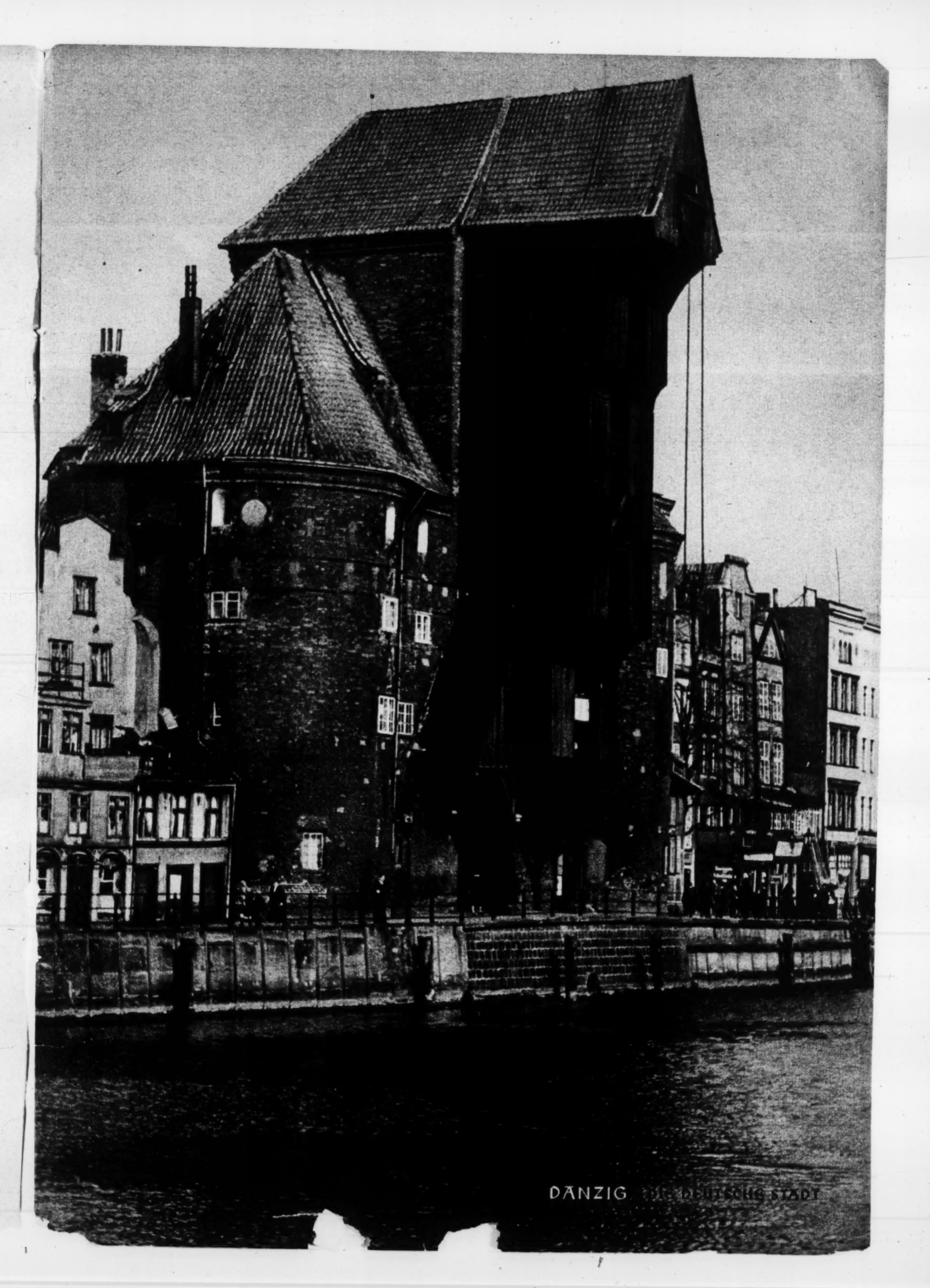
Und dieser Idealist blieb nicht ohne geschäftlichen Erfolg: die Gesamtleistung in Kruppschen Rohren betrug bis 1887 rund 25 000 Stück, schon 1873 war der erste Versuchsschießplatz bei Dülmen in Betrieb, 1877 fiel auf dem Schießplatz Meppen der erste Schuß. Das „Völkerschießen von Meppen" im Hochsommer des gleichen Jahres sah gegen 100 hohe Offiziere aus 18 Staaten vereinigt, um dem Probeschießen aus allen Kruppschen Geschützen neuer Konstruktion bis zur 40-Zentimeter-Küstenkanone beizuwohnen. Als Alfred Krupp zehn Jahre später an einem Sommertag starb, hinterließ er die größte Geschützfabrik der Welt. Söhne und Töchter bauten daran weiter.

Heute ist Krupp in Essen wieder wie damals die Waffenschmiede der Nation ...

Gustav Zerres



Abstich eines Elektroofens



DANZIG DIE DEUTSCHE STADT



Der Kreuzer, der uns nach Juan Fernandez brachte

Unser Zeltlager auf der Insel


Filmarbeit vor der Höhle Robinsons

Wir waren alle ehrlich froh, als die Überfahrt von Valparaiso nach der Insel Juan Fernandez zu Ende war. Die andauernde Schaukelei gab einem doch so allmählich den Rest, hauptsächlich, wenn man wie ich gerade von der festen Schulbank kam, um einen ersten Blick in die weite Welt zu werfen. — Da standen wir nun mit unserem Riesengepäck am Ufer der Robinsoninsel, Berge von Kisten mit unserem Proviant, Apparaturen und Zeltausrüstungen; ich glaube wir hätten ein ganzes Dorf aufbauen können.

Hier soll also der gute alte Robinson gelebt haben mit dem Neger Freitag, dem Papagei und seinem Lama. Ehrlich gesagt, ich habe mir diesen Ort etwas romantischer vorgestellt... Hier wohnten ja Menschen, fleißige Langustenfischer, die leider nicht viel von der Romantik unserer Jungensphantasie hatten. Aber es sollte noch anders kommen.

Wir machten uns sofort daran, mit großem Eifer und weiser Sachkenntnis das Zeltlager aufzubauen, es wurde wirklich fast ein Dorf — mit eigener Küche, Eßzelt, Büro, Dunkelkammer und allerhand anderen nützlichen Einrichtungen. Das Staunen der Fischer nahm kein Ende, so etwas hatten sie nun wirklich noch nicht gesehen. Sie beäugten alles mit großem Interesse und unterhielten sich leise, aber erregt, leider verstanden wir kein Wort. Zwei Tage dauerte es, bis das Lager fertig war, dann machten wir in einem kleinen Motorboot eine Erkundungsfahrt rund um die ganze Insel, um einen guten Platz für unsere Aufnahmen zu finden — auch die berühmte Robinsonhöhle wollten wir mal besichtigen. Ich war sehr gespannt darauf.
Die Höhle war auch etwas anders, als ich mir immer vorgestellt hatte, sie war gar nicht tief; Robinson muß ganz schön gefroren haben, denn der Wind pfiff hinein, daß es einen Staubwirbel in der Mitte gab.

„Du, Arnold, wie wär's denn eigentlich, wenn du hier in der Höhle bleiben würdest, damit wir nicht jeden Tag die Schlepperei mit der Apparatur haben, es wäre doch ganz nett für dich, nur für ein paar Tage, weißt du.“ Dieser Vorschlag meines Vaters und Regisseurs fand zumindest bei mir zuerst sehr wenig Zustimmung — ich sah noch immer den Staubwirbel und so — — nein, ich hatte wahrhaftig wenig Lust dazu! Nachdem aber der Kameramann Arndt von Rautenfeld einwilligte mitzumachen und man mich allmählich restlos von der Größe meiner Aufgabe überzeugt hatte, willigte ich auch ein. Es war doch immerhin mal ganz nett, in der Robinsonhöhle zu schlafen.

Mit zwei bis zum Rand vollgepackten Motorbooten rückten wir am nächsten Morgen wieder bei der Höhle an. Das Ausladen des schweren Gepäckes war bei diesem Seegang oft eine geradezu artistische Arbeit: immer, wenn gerade eine Welle das Boot hochhob, sprang einer nach dem andern mit einem Kasten, Rucksack oder sonst etwas beladen hinüber. Im nächsten Augenblick war das Boot schon wieder zwei Meter vom Felsen weggeschleudert...

Gegen Abend wurden wir mit vielen guten Ratschlägen und einem Haufen Gepäck zurückgelassen. Wir fingen gleich an, uns unsere zukünftige Behausung so wohnlich wie irgend möglich einzurichten, es ging dies sehr schnell. Wir verstauten die Apparate sorgfältig in die hinterste Ecke. Eine Kiste als Tisch, ein paar größere Steine als Stühle, die Gummimatratzen auf den Boden, fertig war unsere Einrichtung. Zur Beleuchtung steckten wir eine große Pechfackel in eines der vielen kleinen Löcher in der Wand, die sicher ganz zu demselben Zweck von Alexander Selkirk (wie Robinson Crusoe wirklich hieß) dort hineingemeißelt worden waren. Bei näherem Hinsehen entdeckten wir noch allerhand Spuren unseres historischen Vorgängers: eine große runde Vertiefung, die ihm sicher als Kochstelle gedient hat und mehrere kleine Vertiefungen, in die verblüffend genau eine Schnapsflasche hineinpaßte. In der Wand war ein großes „S“ eingemeißelt. Kein Zweifel, hier hat Robinson gelebt, wir waren uns der Ehre als seine Nachfolger voll bewußt.

In der Nacht, so gegen drei Uhr, weckte mich mein Kamerad Arndt von Rautenfeld plötzlich auf: „He, Arnold, wir müssen die Apparatur besser zudecken, es gießt in Strömen.“ Es goß wirklich hundsgemein, und zwar üblerweise schräg in unsere Höhle hinein. Nachdem wir schnell einen großen Plan über die Apparate gedeckt hatten, verkrochen wir uns wieder in unsere warmen Schlafsäcke.
„Verdammte kalte Nacht, das ganze Schlafzeug wird ja patschnaß, Arndt, haben wir denn keine Zeltplane mehr?“ Nach einigem Wühlen fanden wir sie und deckten sie einfach vollkommen über uns. Es wurde langsam wieder warm.
Auf einmal wachte ich auf durch ein mächtiges Gerumple, Steine kamen links neben der Höhle heruntergepoltert, im Halbdunkel sah ich irgend etwas Großes, Unförmiges im Höhleneingang stehen. „Du, Arndt, he, Arndt, nun wach doch schon auf!... erzähltest du nich, daß das halbwilde Viehzeug der Fischer sich bei Regen in der Höhle versammelt?“
„Ja, — na und...?“
„Der Stier, der da draußen steht...“
„Was — wo — ein Stier? Quatsch, Mensch, du spinnst ja!“
„Nein, kiek doch erst mal richtig hin, du, ich glaube, der will uns hier besuchen; weißt du nicht, wo unsere große Axt liegt?“
Arndt fing plötzlich unverschämt an zu lachen. „Doch, aber ich würde dir nicht raten, einen harmlosen, zahnlosen alten Esel mit der Axt zu erschlagen, die Fischer würden es dir sicher übelnehmen.“
Etwas beschämt über meinen vermeintlichen Stier verkroch ich mich wieder in meinen Schlafsack. Der Esel aber wartete noch geduldig bis zum Morgen, ob wir ihm nicht den gewohnten warmen Platz räumen wollten. Wir hatten wenig Lust dazu.
Am nächsten Morgen erwachten wir bei hellstem Sonnenschein. Arndt schoß sogleich davon mit Waschzeug und Kaffeetopf. Nach geraumer Zeit kam er prustend wieder: „Hu, das Wasser ist aber gar nicht kalt, du mußt schon ein größeres Feuer anmachen, wenn wir uns einen anständigen Kaffee kochen wollen.“ Angesichts dieser Umstände sah ich mich genötigt, meine Morgenwäsche auf einen spätern Termin zu vertagen. Wir vertagten sie noch öfters. Dafür aber kochten wir einen Höhlenkaffee, der sich sehen lassen konnte und der sogar den Beifall meines Vaters erntete. Wir saßen noch beim Frühstück, als wir schon in der Ferne das vertraute Puffen des Motorbootes hörten. Da wurden wir also schon in unserer Einsamkeit gestört, noch dazu von Leuten, die hier einen Film drehen wollten. Daß wir ja auch zu dem Verein gehörten, hatten wir inzwischen schon fast vergessen. Mit Todesverachtung sprangen alle nacheinander an Land und begrüßten uns mit



Eine alte Kanone, die von den Piraten stammen soll

Wir sahen aus wie die Räuber! (Rechts neben der Kamera der Verfasser)

großem Hallo: „Na, ihr Höhlenmenschen, ihr Robinsöner, habt ihr denn gut geschlafen in euerm Gemach, is wohl doch bißchen ulkig so janz alleene, wa?" — „Nee, gar nicht! — Aber habt ihr wenigstens mein Luftgewehr mitgebracht, wir sind hier vollkommen den wilden Tieren ausgeliefert, heute Nacht sind wir schon beinahe von einem wilden Bullen angefallen worden." — Unser Höhlenkaffee erregte aber größeres Aufsehen, als unsere wilden Erzählungen, er war im Nu weg...

Wir drehten nun den ganzen Tag unseren Robinson-Film; ein Baum wurde eingepflanzt, ein kleiner Holzzaun gebaut und noch viele andere kleine Verbesserungen zur Erhöhung der Bildwirkung für den Film vorgenommen. Ich war als zweiter Kameraassistent tätig. Die Sache machte mir einen Mordsspaß. — Am Abend wurden wir wieder allein gelassen, wir waren eigentlich ganz froh darüber und machten gleich eine kleine Erforschungsreise in die nähere Umgegend. „Hoffentlich ist morgen schlechtes Wetter, Arnold. Wenn sie nicht kommen, können wir mal einen größeren Abstecher in den großen Urwald machen, so für den ganzen Tag." Unser böser Wunsch ging programmgemäß in Erfüllung. Wir starteten am nächsten Morgen, als das Gros zur festgesetzten Zeit nicht erschienen war. Unsere Ausrüstung war aufsehenerregend, wie die übelsten Landstreicher sahen wir aus. Frohgelaunt und munter pfeifend marschierten wir davon.

Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keinen zweiten Urwald von solcher Eigenart, als den, durch den wir uns die folgenden fünf Stunden durchschlugen. Wir wollten über einen langen urwaldbewachsenen Steilhang hinauf bis zu einem ziemlich hohen Felsgrat, von dem aus es einen phantastischen Tiefblick in die Runde geben mußte. Fünf Stunden kämpften wir uns durch ein Dickicht von Farnkräutern und Rhabarberstauden hindurch. Alles war durchsetzt mit einem fast unentwirrbaren Bambusgestrüpp. Wir mußten uns mit unserem ganzen Gewicht gegen die Pflanzen stemmen, es war die einzige Art durchzukommen. Als der Hang immer steiler wurde und die größeren Pflanzen langsam aufhörten, konnten wir uns nur noch an entsetzlich stachligen Gewächsen festhalten. So traversierten wir über lange Steilhänge; ein großer Stein, den wir aus Versehen vom Fels losbrachen, sauste an die tausend Meter tief hinunter durch den Urwald, endlos lange hörten wir ihn durch das Holz brechen. — Uns wurde etwas mulmig zumute bei dem Gedanken an diese Tiefe.

Nun hörte plötzlich die Vegetation ganz auf und wir mußten über brüchigen Fels klettern, dann wieder wurde es naß und glitschig, und schließlich waren wir wieder so eingekeilt in den Farnkräutern, daß wir uns mit dem Messer einen kleinen Weg bahnen mußten. Es war ein böses Stück Arbeit, aber das prickelnde Gefühl der Gefahr über diesen Urwaldabgründen hat doch Spaß gemacht.

Oben auf dem Grat angelangt, empfing uns ein Rundblick, der uns ganz stumm werden ließ. Unter uns lag eine Urweltlandschaft, wie wir sie phantastischer nie gesehen hatten: Die andere, von Menschenfuß wohl nie betretene Seite der Insel, durchzogen von schroffen steilen Gebirgszügen, die alle wie mit einem dichten Mantel mit Urwald überzogen waren — — unendliche Distelfelder leuchteten mit ihrem hellen Grün zu uns herauf. Links ragte mitten aus einer blumigen Ebene heraus ein hoher Berg mit einem messerscharfen Grat, wie ein Riesenschwert, das irgendeine Macht da hineingestoßen und abgebrochen hatte. Bis hier hinauf hörten wir das dumpfe Brausen des Brandungsgürtels, der sich als ein breiter weißer Streifen rund um die Insel legt. Etwas weiter draußen lag die kleine Nachbarinsel Santa Clara, schroffer, nackter Fels, ohne jegliches Leben. Ganz weit draußen am Horizont türmte sich an einem unterseeischen Riff eine Riesenbrandung gen Himmel, deren Höhe wir gar nicht abschätzen konnten. Es war ein unvergeßlicher Eindruck! Nachdem wir uns satt gesehen hatten, legten wir uns genau die Abstiegsroute fest, damit wir uns nicht noch einmal so versteigen konnten, wie beim Aufstieg. Jetzt ging's hinein in eine ganz andere Art von Urwald: Da waren meterhohe Farnbäume und Palmen, deren breite Wedel sich wie ein Dach über allem zusammenschlossen. Riesige Rhabarberstauden, deren Blätter weit über einen Meter groß waren, rauh wie Sandpapier und mit armdicken Stielen. Stämme von umgestürzten Urwaldriesen lagen zerborsten am Boden, überzogen mit einer zentimeterdicken Moosschicht. Und dies alles war in ein dunkelgrünes Licht getaucht. Wir gingen wie in einem Gewölbe, begleitet von kleinen, exotischen Finken, die sich mit ihrem dünnen Gezirpse gründlich über uns lustig zu machen schienen. Winzige rote Kolibris schwirrten zwischen den Blütenbäumen herum, blieben plötzlich in der Luft stehen, wie eine Wespe, um dann blitzschnell wieder davonzuschießen. Der ganze Wald wirkte unwirklich, märchenhaft!

Ziemlich zerfetzt und bemoost kamen wir nach Sonnenuntergang wieder in unserer Höhle an, zerschlagen aber seelig. Und nie hat uns ein Abendessen so gut geschmeckt, wie an diesem Abend. — Bis tief in die Nacht hinein saßen wir am Lagerfeuer, tranken heißen Rotwein und starrten hinaus in die Nacht. Dumpf klang das Brausen der Brandung, gemischt mit dem Kollern der Steine; die Palme vor der Höhle sauste im Wind. Wir sprachen von Seeräubern, die einst, fast zwei Jahrhunderte lang, hier hausten. Die Insel strahlte in der Nacht ihre Geheimnisse auf uns aus, wir sahen die wilden Gestalten um das Feuer hocken, Seeleute aus allen Teilen der Welt, mit düsteren, gehetzten Gesichtern. Wir ahnten die grausige Vergangenheit dieses Ortes und malten uns alles aus in den buntesten Farben. Es war eine wunderbare Nacht.

Über zwei Wochen hausten wir so noch in der historischen Höhle. Wenn die anderen wegen schlechten Wetters nicht zum Filmen herüberkamen, stiegen wir wieder in den Urwald, erforschten nach und nach die ganze Insel, bestürmten alle Berge der Umgegend oder benutzten die Felsen oberhalb der Höhle als Kletterschule. Ja, wir wurden sogar zu Schatzgräbern, buddelten metertiefe Löcher in und außerhalb der Höhle mit einer großen Begeisterung, obwohl uns diese Arbeit nur ein paar Topfscherben und nicht die erhofften Reliquien Robinson Crusoes einbrachte. Einen Schatz aber sollte es geben auf dieser Insel, die Piraten haben oft auf der Flucht ihren kostbaren Raub hier verstecken müssen, so jedenfalls versicherten es uns die Eingeborenen. Leider fanden wir auch ihn nicht. Den größten Schatz haben wir aber dennoch ausgegraben: Die schöne Kameradschaft, die uns „Höhlenbewohner" seit jenen Tagen verbindet, die Schau einer grandiosen, urweltlichen Natur und das Erlebnis, in der wirklichen Robinsonhöhle gewohnt zu haben.

Arnold Fanck jun.

DER MOND bewegt die See

Wer mit der Erwartung auf eine wogende Wasserfläche an die Nordseeküste kommt, dem kann es leicht passieren, daß er statt des erwarteten grandiosen Bildes etwas ganz anderes geboten bekommt. Was er sieht, ist auf den ersten Blick enttäuschend. Das Meer ist fortgezäubert, wo man Wasser erwartete, dehnt sich flaches Land, nur spärlich durchzogen von dünnen Wasserrinnen und einigen kleinen Tümpeln. Nach einigen Stunden jedoch sind auch die letzten Wasserreste verschwunden, das Land vor dem Deich sieht aus, als sei es schon seit langer Zeit nicht mehr von Wasser bedeckt worden. Das ist das „Watt". Jedoch nach Stunden kommen dann die Wogen wieder, sie rollen mit erstaunlicher Schnelligkeit heran, und nach etwa sechs Stunden bietet sich dann das Meer so, wie man es wohl erwartet hatte.

„Ebbe und Flut" ist das Wunder, das dieses zuwege bringt. Ebbe nennt man die Zeit, in der die Wasser zurücktreten; bei der Flut steigen sie wieder an. Wie aber entstehen diese „Gezeiten", wie man Ebbe und Flut auch nennt? Der Urheber ist der Mond. Es klingt zwar etwas erstaunlich und man glaubt es zuerst nicht, aber es stimmt schon, der Mond bewegt die Meereswasser. Wie er das macht, werden wir gleich sehen.



Das ist das Land von Rungholt, einstige große Insel im Wattenmeer mit reichen Gütern. Vor Hunderten von Jahren versank sie in einer stürmischen Nacht. Der ewige Wattenschlick überdeckte das ganze Land. Durch den ständigen Wechsel von Ebbe und Flut wurden nach und nach die Überreste wieder freigespült. Die Gräben deuten die früheren Ackerfurchen dieser einst so fruchtbaren Insel an



Nach Hunderten von Jahren freigespülte Grundfläche eines Hauses. Dieses Quadrat liegt unmittelbar neben der Hallig Südfall

Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit, dem Binnenländer überhaupt nicht bekannt, kommt die Flut bei der Hallig angebraust. In einer Sekunde steigt sie 20 cm. Schon wenig später steht der Unwissende bis zur Brust im Wasser



Langsam schiebt sich die weiße Schaumkante vorwärts. Es ist das harmlose Steigen der Flut, wie der Binnenländer sagt. Er bedenkt dabei nicht, daß das Wasser zuerst die breiten Kanäle, die Priele anfüllt. Zu spät erkennt er die Gefahr, vom Wasser umgeben und vom Land völlig abgeschnitten zu sein

Erde und Mond ziehen sich gegenseitig an, das wissen wir alle. An der Stelle der Erde, die dem Mond zugekehrt ist, werden nun die Wassermassen angezogen, es bildet sich der Wasserberg oder die „Flutwelle". Aus mechanischen Gründen bildet sich der gleiche Wasserberg an der genau entgegengesetzten Seite der Erde. An den Flanken der Erde aber – wenn man diesen Ausdruck einmal gebrauchen darf – werden die Wasser abgezogen, dort herrscht also Ebbe. Da die Erde sich nun dreht, der Flutberg aber immer dem Monde zugekehrt bleibt, wandert die Erde also gleichsam unter dem Flutberg hindurch, und zwar von Osten nach Westen.

Der Mond steht ja nun aber nicht allein am Himmel, die Sonne ist ja auch noch da, und sie ist bekanntlich erheblich größer. Auch sie wirkt natürlich auf die Wassermassen der Erde ein. Nur, da sie soweit entfernt ist, trotz ihrer Größe viel weniger als der Mond. Ziehen einmal Sonne und Mond in gleicher Richtung, so entstehen die berüchtigten „Springfluten", zieht die Sonne jedoch quer zum Monde, so spricht man von „Nippfluten". Bei Voll- und Neumond geht die Flut also hoch, bei den Zwischenphasen bleibt sie entsprechend zurück.

Der Mond bleibt aber nun nicht am Himmel stehen, sondern auch er wandert weiter. Jeder Erdpunkt muß also infolge der Erdumdrehung den weiter wandernden Mond einholen. Daraus ergibt sich, daß dieselbe Flutwelle den gleichen Erdpunkt nicht nach Verlauf eines vollen Tages, sondern nach etwas mehr als 24 Stunden wieder erreicht. Diese Verspätung beträgt bei voller Drehung des Mondes um die Erde – das heißt bei rund 28 Tagen – eine volle Erdumdrehung. Die tägliche „Verspätung" der Flutwelle beträgt also etwa dreiviertel Stunden. Da nun zwei Flutberge und zwei Ebbetäler vorhanden sind, wechseln sich Flut und Ebbe am gleichen Standort innerhalb 24³/₄ Stunden zweimal ab, wechseln also in etwa 6¹/₄ Stunden.

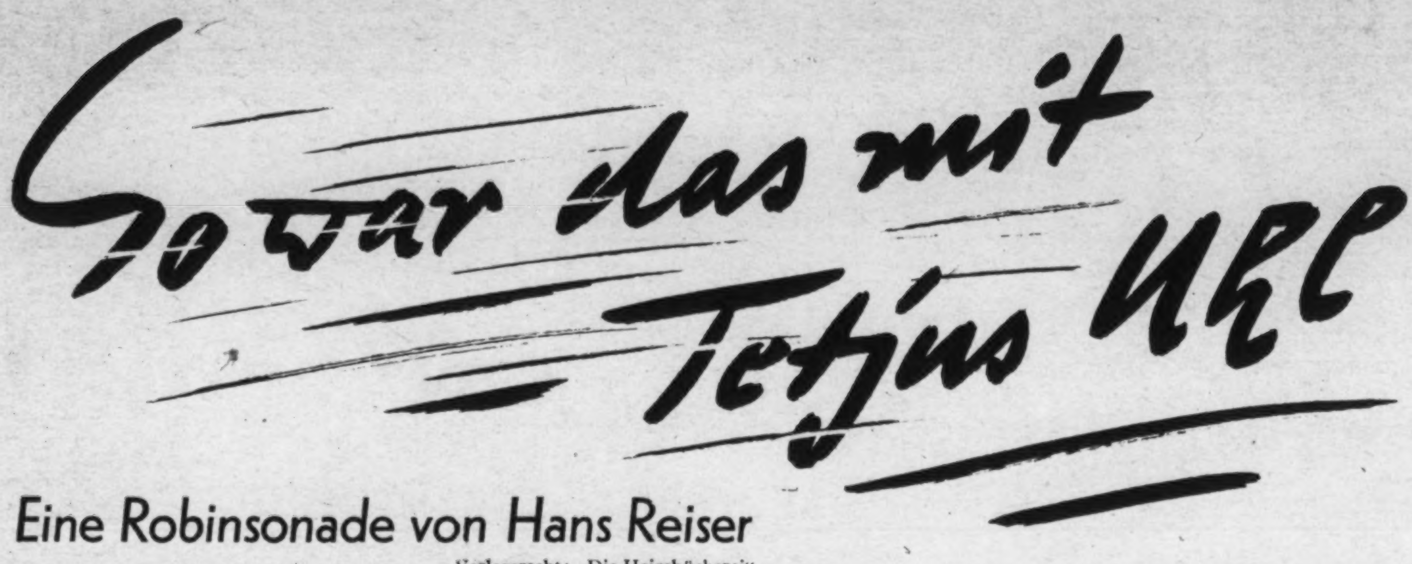
Was wir nun an der Nordsee erleben, ist überhaupt keine richtige Flutwelle. Von den großen Flutwellen der Ozeane gehen einzelne Wellen ab in kleinere auch rückwärts gelegene Wasserbecken (z. B. die Nordsee), die keine eigene Flutwelle erzeugen. Die Nordsee erhält also ihre Flutwelle vom Atlantik und demnach in „verkehrter" Richtung: von Westen nach Osten. Kh. Dahlfeld



Ein breiter Priel durchzieht die Hallig. Die Flut ist bereits eingetreten; langsam füllt sich der Priel auf. Schafe und Möwen beherrschen das ewig bunte Bild der einsamen Hallig im Wattenmeer. Ganz hinten, sanft ansteigend, die Warft. Im Oktober 1936 machte die Sturmflut auch hier nicht halt. Die Flut stieg über die Warft hinweg und setzte alle Stuben und Ställe einen Meter unter Wasser. Selbst die beiden Pferde mußten in dem eisigen Wasser bis zum Bauch stehend aushalten. Stunden später sank die Flut



Da griff der Mensch ein. Um die Hallig vor dem gänzlichen Verfall zu schützen und zugleich auch der Neulandgewinnung an der Nordseeküste zu dienen, wurde ein breiter Steindeich aufgeschüttet, der das weitere Abspülen verhindert. Das Vorland vor dem Steindeich wird mit der Zeit verschwinden



Eine Robinsonade von Hans Reiser

Tetjus Uhl war ein unruhiger Knabe. Es trieb ihn hinaus in die Welt, und so schipperte er auf einem kleinen Frachter hinüber nach Südamerika. An der Küste trieb er sich nicht lange herum, er wollte ins Innere des weiten, bunten, unbekannten Landes. Er wollte etwas erleben. Es gab bald keine Straßen mehr, er marschierte durch die Sonnenglut der Tage und die strenge Kälte fremdartiger Nächte. Er traf nur selten auf ein paar Bergindianer. Als er nach Wochen anstrengenden Marsches wieder einmal ein Haus sah, atmete er auf. Vor der Tür stand ein alter Bettler und sprach ihn an. Er sprach deutsch mit sächsischem Einschlag.

2. Fortsetzung

In der nun folgenden Unterhaltung stellte sich ziemlich rasch heraus, daß keiner von den zwei Männern, weder der junge noch der alte, weder der, der Geld haben wollte, noch der, der ihm keines geben konnte, einen Centavo besaß. Wenigstens, was die Angaben des Alten betraf, aus dessem verwittertem Faltengesicht ein Paar verschmitzt schlaue Augen blinzelten. Er war mehr als gesprächig und in weniger als einer Minute wußte Tetjus bereits, daß in Lamud, der Märchenstadt im Urwald, mindestens fünf Deutsche lebten. Warum auch nicht. Tetjus begriff allmählich, daß es wahrscheinlich auf der ganzen Erde keinen noch so verlassenen Winkel gibt, in dem nicht mindestens ein Deutscher lebt, wenn nicht mehrere. Der Sachsenmaxe, wie der Alte sich nannte, mit dem Untertitel: „Der einzige deutsche Beachcomber in Peru", schien für heute sein Tagewerk beendet zu haben; denn wenn ein Deutscher eigens aus Deutschland kommt und einem trotzdem nicht einen einzigen blanken Heller in den Hut legen kann, dann lohnt es sich wohl nicht, sich noch länger an eine dürre Mauer zu lehnen und von der trockenen Sonne anscheinen zu lassen, auch dann nicht, wenn man keine andere Beschäftigung hat.

„Du mußt deine Landsleute kennenlernen", sagte Sachsenmaxe, „ich werde dich mit den Herrschaften bekanntmachen", und stapfte voran.

Eigentümliche Gedanken bewegten Tetjus, als er an der Seite des Alten durch das Lehmstädtchen Lamud wandelte. Der Sachsenmaxe pfiff bald einen lustigen, uralten Schlager, bald murmelte er, geschmückt mit spanischen Flüchen, irgendeinen Seufzer, wie: „Ein Elend in der Welt!" und dergleichen melancholische Betrachtungen vor sich hin. Tetjus aber fragte sich, ob zwischen ihm und diesem alt gewordenen, unverbesserlichen Taugenichts eigentlich ein sehr großer Unterschied bestand. Er wehrte sich dagegen, ein Vagabund zu sein oder zu werden, und mußte doch zugeben, daß er so ziemlich auf dem Wege dazu war. Die Gestalt des Sachsenmaxe war wie ein lebendes Warnungssignal, das ihm zurief: Geh nicht weiter!

So gelangten sie, jeder auf seine Art nachdenklich, in der einzigen breiten Straße des Ortes in ein Lokal, das halb ein Laden, halb eine Kneipe war, eine Tienda, über deren Eingang ein Schild hing mit der Aufschrift: Salchicheria alemania. Der Inhaber, ein Nürnberger namens Heuber, verkaufte da selbstfabrizierten Leberpreßsack und Schwarzwurst an Mestizen und Cholos, und Flaschenbier an die Deutschen und noch einige andere Ausländer, die es in dieses Nest verschlagen hat. Nur die reinblütigen Indianer kauften ihm nichts ab, wie Tetjus bald beobachtete. Sie hatten kein Geld und verstanden nichts von deutschen Würsten, sie verschmähten überhaupt die Speisen der Weißen. Ein Stückchen gedörrter Fisch, ein paar gesottene Bananen und eine Handvoll Aji war ihnen Essen genug. „Der Sonnengott vergißt uns nicht!" pflegten sie zu sagen.

Als sie ankamen, führte der Sachsenmaxe das Wort, obgleich mehrere auch sehr laute Männer auf den eisernen Gartenstühlen an zwei runden gelben Tischen im Winkel hinter der Türe saßen. „Es gibt keine Arbeit, Senores!" erwiderte er dem Wirt auf eine diesbezügliche Anspielung. „Und wenn es Arbeit gibt, dann wollen sie nichts bezahlen! Ich habe Steindrucker gelernt in Leipzig. Damals wurden die ersten drei deutschen Viermaster gebaut, die „Donau", die „Werra" und die „Fulda" in Bremerhaven und Stettin. Auf der „Donau" habe ich die erste Seereise gemacht. Von Marseille habe ich die „Gioconda" als zweiter Maschinist herübergebracht. Bei der Dänisch-Russischen Steamscompany in Kopenhagen war ich zwei Jahre. Dreitausend Kronen verdient! Also Salud, meine Herren, Prost! Ich war erster Koch im Infanterieregiment – wie heißt es, weiß der Deibel, bin schon a bißl besoffen, in Kentucky war's. Da hab ich Geld verdient! Hab den Krieg in Cuba mitgemacht. Von Madanses sind wir rüber nach Habana, da war gelbes Fieber; ich kam ins Hospital. Aber ihr gebt mir doch ein paar Cents Schlafgeld? Ich will weiter nichts haben, nur ein paar Cents zum Schlafen. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Sachse, aber die Sachsen sein helle, wenn der Mond scheint! In Peru bin ich acht Jahre. Bin inzwischen wieder weggewesen, zur See. Mein Lebenslauf ist Geld wert! Das sollte mir einer nachmachen, was ich gemacht habe! Caramba! Bin vierundzwanzig Stunden im Wasser geschwommen, das Schiff ist abgebrannt, ich kann

was erzählen! Prost, meine Herren! Ich will meinen Lebenslauf aufschreiben, daß es Gold wert ist! Gebt mir einen Tag, und ich schreibe ihn auf, daß niemand in der Welt es nachmachen kann! Also, Landsmann, das Schlafgeld!"

Als der Sachsenmaxe davonwankte, erzählte der Wurstmacher Heuber, er selbst sei jetzt sechsundzwanzig Jahre hier, und als er herkam, sei der Maxe auch schon dagewesen.

Tetjus wußte jetzt ganz bestimmt, daß er weder ein Vagabund war noch einer werden wollte. Zum erstenmal tauchte in ihm der Gedanke auf, Kolonist und Farmer zu werden. Wie und auf welche Weise, davon hatte er freilich noch keine Vorstellung, aber er machte sich auch weiter kein Kopfzerbrechen darüber, denn das war ja auch nicht an einem Tag zu verwirklichen. Im Augenblick bot er dem Heuber als Bezahlung für Speise und Trank seine Dienste für jegliche Arbeit an. Heuber sagte, er könne ihm beim Wurstmachen helfen.

Ja, diese Leute waren alle nett und einfach und wenig umständlich. Sie kannten auch keinerlei Herabblicken auf einen anderen, nur weil der vielleicht weniger oder auch nichts in der Tasche hatte, wenn er nur arbeitswillig war. Sie duldeten sogar den unheilbar arbeitsscheuen Sachsenmaxe als ein nun einmal vorhandenes Exemplar der menschlichen Menagerie, das Gott in seinem unbegreiflichen Ratschluß eben geschaffen hat. Und Tetjus hütete sich, etwa einzuwenden, daß er als Mechaniker vom Wurstmachen nichts verstehe. Hier hieß es einfach zugreifen und zeigen, ob man geschickt war oder nicht, und weiter nichts. Er hütete sich von nun an überhaupt, zu viel zu reden und zu fragen, und bemühte sich dafür, mehr zu hören, denn seine ersten Fragen über die Verhältnisse des Landes waren nur mit spöttischem Lächeln beantwortet worden.

Ob es im Urwald viel Schlangen gibt, fragte er zum Beispiel.

„Bei weitem weniger als Automobile", war die Antwort.

Ob es da viele wilde Tiere gibt?

„Wenn man die erschossenen, gezähmten, eingekerkerten und gefilmten abrechnet", sagte Heuber, „dann bleiben nicht mehr viel übrig."

Ob es in der Regenzeit viel regnet?

Das wohl, allerdings, hieß es, dafür sei sie eben die Regenzeit, und davon habe sie ja ihren Namen. Der Regen sei sehr notwendig für das Wachstum und nur dort traurig, wo nichts wächst, nämlich in den steinernen Städten. In den Tropen herrsche diesbezüglich Ordnung, da regne es in der Regenzeit, und nicht wie in Europa das ganze Jahr und jeden Tag.

„Und was sind die Indianer eigentlich für Menschen?" wagte Tetjus noch zu fragen.

Oh, ganz nett, sehr nette Menschen, reizend geradezu!

Tetjus wurde nicht klug daraus. Aber er sah immerhin ein, daß seine Vorstellungen von diesem fremden Lande noch ziemlich unreife waren. Er lernte alsbald, daß man in der Fremde jeden Tag praktisch lernen muß und daß da auch ein Lexikon von theoretischem Wissen wertlos gewesen wäre. –

Schon in den ersten Tagen lernte er mehrere Deutsche kennen. Einer besaß eine Brauerei, ein anderer war Dekorationsmaler, der dritte beschäftigungsloser Angestellter einer englischen Elektrizitätsfirma, und der vierte besaß einen Kramladen.

Der Fluß von Lamud war jetzt ausgetrocknet. Die Indios hatten Mühe, ihre grellfarbigen Wollröcke in den seichten Wasserlachen und Tümpeln rein zu kriegen, und rieben dafür um so hartnäckiger mit ihren Lumpen auf den glattpolierten Felsplatten herum. An diesem Flußbett, einem vom Gebirge herabgewälzten wirren Trümmerfeld von riesigen Blöcken, war die hemmungslose Gewalt des Wassers in der Regenzeit zu erkennen. Und an diesem Fluß lag, vorläufig noch nicht weggeschwemmt, die halbverfallene Brauerei von Albrecht. Sie sah recht trostlos aus, seit sie stillstand. Die Kessel waren verbeult, die Rohre und Räder verrostet. In den Baumwipfeln kreischten schadenfroh die zankenden, purpurn schillernden Papageie. Man hatte den Eindruck, daß über die ganze bauliche Anlage langsam aber sicher das Gras wachsen würde, das Gras der gierig alles überwuchernden Wildnis.

Sein Geschäft war eine Zeitlang recht gut gegangen, aber das Fieber und wer weiß welche rätselhafte tropische Krankheit noch hatten den alten, unverwüstlichen, weit herumgekommenen Albrecht am Ende doch heruntergebracht. Er hatte keine Energie mehr. Mit der europäischen Energie war das hier eine eigentümliche Sache. Wenn einer genügend Mittel hatte, ein großes Kapital, Maschinen und Arbeiter, ja, dann ließ sich dieser unersättlichen Natur, dem



Er schablonierte zur Zeit einen Fries . . .

Teufel Urwald, ein Schnippchen schlagen. So aber hörte das mit der Zeit bei jedem allmählich von selbst auf. Eines Tages war hier jeder so weit, daß er gleichgültig wurde, alles verschlampen ließ und zu spinnen und zu brüten anfing. Zu brüten, wie die ewige Sonne –

So erzählten sie in der Kneipe. Aber Albrecht sagte, er werde schon wieder Bier machen. „Nächste Woche fange ich an!"

Heuber hätte dreimal soviel verkaufen können, wenn Albrecht mehr fabriziert hätte. Aber es war ja so wahnsinnig heiß und wozu schließlich sollte man sich übermäßig anstrengen, wenn es auch so ging. Aber nun lieferte Albrecht überhaupt nicht mehr, und es war nur noch ein kleiner Vorrat von Küstenbier da, das mit Maultieren herangeschleppt wurde. Auch behaupteten gewisse Nörgler, Albrechts Bier sei ein ganz gemeiner Sud, das reine Gift, von dem man den Durchfall bekomme.

Am Nachmittag von zwei Uhr ab saß der Maler Lehmann aus Hannover, der in München auf Kunstmaler studiert hatte, in der Tienda. Er schablonierte zur Zeit einen Fries in der Kirche, die Schablonen hatte er selbst gemacht, denn so etwas gab es hier nicht. Seit er bei den Pfaffen aß und wohnte, wurde er jeden Tag katholischer. Bei der dritten Flasche fing er an, entweder grausam falsch dazwischen

zu krähen, wenn die anderen anständig sangen, oder er wurde religiös. Man kann bald nicht mehr mit dem Kerl verkehren, hieß es.
Dann saß da jeden Nachmittag der Elektrotechniker, der sich natürlich Ingenieur nannte. Er hatte nichts zu tun, bekam aber pünktlich sein Gehalt von der englischen Firma und behauptete, daß die Elektrizität hier eine große Zukunft hätte, redete viel von Dynamos, Gleichstrom und Hochspannung, soff was hineinging und mußte um neun Uhr abends einpassieren. Wenn er sich verspätete, mußte ihm Heuber einen Entschuldigungszettel für seine Frau mitgeben.
Dann saß noch der lange, schwerfällige Merdner da, der eine Flasche nach der anderen hinunterspülte und gar nichts sagte, außer seinem philosophischen Lieblingssatz: „Alles bescheiden!" Man hätte ihn für einen pommerschen oder niederbayerischen Bauern halten können, aber er war in Bolivien geboren, wanderte schon an die dreißig Jahre in Südamerika herum und kam nicht vorwärts. Jetzt half er Heuber beim Wurstmachen.
Der Kaufmann Helm, der schief gegenüber einen Laden hatte, war der nüchternste und strebsamste und kam nur hin und wieder auf einen Schluck herüber, mehr wegen der Geschäftsbeziehung. Der junge Schullehrer mit seinem Zwicker kam nur ganz selten, und wenn er kam, dann trank er überhaupt nichts. Dagegen war der dicke Sprott, ein ganz verwahrlostes Mannsbild, ständiger Stammgast. Er hatte einen spiegelblank gewetzten blauen Anzug von altmodischem Zuschnitt an und immer seinen alten steifen Hut auf. Selbst wenn er allwöchentlich einmal auf seine Besitzung hinaufritt, oben in den Bergen, setzte er den alten Deckel auch auf. Er behauptete, ein Grundstück zu haben, eine Pflanzung im Gebirge.
Ja, es waren seltsame Gesellen, diese verschollenen Deutschen von Lamud, und der junge Tetjus sperrte Mund und Augen auf, als er sie und ihr Leben kennenlernte. Alle diese verdammten Mannsbilder hockten Tag für Tag beim Heuber, vertranken ihre Groschen, ließen ankreiden und schalten, jammerten und fluchten über das furchtbare Klima, das elende Leben, über Amerika und über Gott und die Welt.
Eines Tages sagte Heuber (er hatte schon einen über den Durst getrunken): „Senores, ich mache euch einen Vorschlag! Wir sind jetzt zwölf Deutsche hier, wir gründen einen deutschen Klub! Es gibt einen amerikanischen Klub und es gibt einen peruanischen Klub, warum soll es da ausgerechnet keinen deutschen Klub geben, was? Infolgedessen, meine Herren, infolgedessen —"
Man muß sich vorstellen, wo Lamud liegt, wie man da hinkommt und wie lange man dazu braucht, aber das kann sich keiner vorstellen, wenn er nicht selbst hingegangen ist. Jedenfalls, und das versteht jeder, gelangte bis zu diesem in halber Wildnis verlorenen Örtchen weder eine Zeitung noch sonst eine Nachricht aus der zivilisierten Welt, geschweige aus Europa; und so war es gar nicht anders denkbar, als daß diese von den Sturmwellen des Schicksals zusammengetriebenen Deutschen den noch etwas vorsintflutlichen Formen des Gemeinschaftslebens huldigten, die man mit Vereinsmeierei bezeichnet. Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein Deutscher im Auslande, wenn er einem zweiten begegnete, sofort einen Turnverein gründete. Waren es drei, dann einen Kegelklub, und bei vieren einen Gesangverein, denn vier Männer ergeben ein Quartett. Alle diese Vereine zusammen bildeten dann den deutschen Klub. So ein Klub bot zahlreiche Gelegenheiten zu Versammlungen, Tagesordnungen und Vorstandswahlen, zu Ehrenabenden und Stiftungsfesten, Preiskegeln und ähnlichen Streitigkeiten. Und ebenso zu zahlreichen Ämtern und Würden. Denn so ein Klub besitzt Präsidenten und Vorstände, Schriftführer, Schatzmeister, Kassierer und Gerätewarte, und manchmal sogar Mitglieder.
„Infolgedessen, meine Herren", fuhr Heuber fort, „fehlt nur der deutsche Klub! Es ist ein dringendes Bedürfnis und die Sache kostet nicht viel, die paar Kröten kann jeder aufbringen! Das Lokal wäre beim Helm im ersten Stock, die Bibliothek muß der Lehrer einrichten. Sind die anwesenden Herren einverstanden? Also einstimmig angenommen, die Gründung ist beschlossen!"
Die Rede dauerte noch sehr lange und die anschließende Sitzung noch länger.
Am darauffolgenden Sonnabend fand die erste Zusammenkunft im Vereinslokal statt. Auch der Lehrer war erschienen, mit einem Indio, der einen Sack voller Bücher und deutschen und peruanischen Zeitschriften ablud und auf einer leeren Zuckerkiste aufschichtete. Schon schien der Abend, von dem auch Tetjus sich nicht ausschließen durfte, harmonisch zu verlaufen, als in letzter Stunde zwischen dem Ingenieur und dem Bierbrauer ein Streit über die Qualität des Bieres ausbrach, den Heuber vergeblich zu schlichten versuchte. Einer nach dem anderen verließ teils gekränkt, teils angeheitert, den Versammlungsort, und zuletzt waren nur mehr Heuber, Tetjus und der Lehrer da.
„Was mache ich jetzt mit den Büchern?" fragte der.
„Die lassen Sie am besten wieder holen, hier fressen sie ja doch bloß die Ameisen." —
Tetjus wunderte sich nicht, daß er am nächsten Morgen in aller Frühe allein auf der einzigen Straße, die aus Lamud hinausführte, davonging, kräftig ausschreitend und fast mehr laufend als gehend und ohne sich im geringsten um ihre Himmelsrichtung zu kümmern.

6.

Der Regenwald

Das Städtchen Lamud war rasch verschwunden und vergessen. Auf und ab und hin und her lief der Weg durch das hügelige Hochtal mit der dunstig blauen Kette des Hochgebirges im Hintergrund, bis auch dieses seinen Blicken entschwand.
Die spießige Enge und Trostlosigkeit des Landstädtchens hatte ihn vertrieben, die fremdartige Ferne, der geheimnisvolle Reiz unberührter Landschaft lockte ihn gewaltiger denn je. Er war wieder allein, und nun, nachdem er eine Gemeinschaft erlebt hatte, der er sich nicht einfügen konnte, noch mehr allein als vorher. Doch was schadete das. Auch wenn man allein ist und bleibt und niemand des Weges kommt, kann man sich unterhalten, und Tetjus tat das auf seine eigene Weise. Er konnte vor einem sonderbaren Kaktusgebilde, das aussah wie ein drolliges Männchen, stehenbleiben, den Hut ziehen und sich ehrerbietig verbeugen. Er betrachtete den gehörnten Schädel eines verendeten Rindes und unterhielt sich mit ihm philosophisch über die eigentümlichen Zufälle des Lebens. Oder er sagte zu dem Gerippe eines abgestürzten Maultieres, das die Aasgeier fein säuberlich von jeder Fleischfaser gereinigt hatten, zu

einem solchen von der Sonne schneeweiß gebleichten Gerippe, das wie Fischgräten auf einem Teller im Sande lag, sagte er Mahlzeit! und guten Abend, oder: „Warum haben Sie nicht besser aufgepaßt, Herr Esel!" Hätte jemand diese komischen Reden des einsamen Wanderers belauscht, so wären sie ihm vielleicht ein wenig verrückt vorgekommen. Aber die Indianer, wie er bald beobachtete, pflegten sich auch mit allen Tieren, Pflanzen und Dingen, denen sie begegneten, zu unterhalten, ganz so, als ob es Menschen wären, und fanden da nichts Komisches dabei.

Und da lief eine seichte, geringelte Spur eines Schlangenleibes im Sande? Was es wohl für eine Schlange war? Er war neugierig, eine zu sehen, aber wenn sie nicht schlafen, reißen sie beim geringsten Geräusch aus, das hatte er schon oft gehört.

Er beobachtete alles. Er hatte es ja nicht eilig und es war recht gleichgültig, welchen einladenden Grasfleck er zu seinem Nachtlager erkor, oder in welcher Waldhütte, wenn er eine fand, er mit einem gutmütigen Indio vor dem Einschlafen eine komische Unterhaltung zu radebrechen versuchte. Das Wichtigste erfuhr er auf diese Weise fast immer: ob und wann die nächste Hütte kam; wenn auch die Zeitangaben der Indios niemals stimmten. Wahrscheinlich hatten sie ein weit schnelleres Marschtempo als er. Und es war auch gar nicht so furchtbar wichtig, daß sein Proviant und die herrlichen Würste, die ihm Heuber zum Abschied verehrt hatte, bald zur Neige gingen, denn irgend etwas, das den Hunger stillte, bot man ihm in jeder noch so armen Hütte an. Das war landesüblich. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt, viel Eßvorrat mit sich zu schleppen in diesen endlosen Strecken eines ungeheuren Berggebietes. Erst jetzt bekam er allmählich eine Vorstellung von der Ausdehnung und Größe der Anden, dieses Kolosses von einem Gebirge, mit dem verglichen unsere Alpen winzig klein erscheinen. Und obwohl er sich im Gebiete der Ostausläufer der weißen Kordillere befand, so schienen diese kein Ende nehmen zu wollen; wochenlang schob sich ein Gipfel hinter dem anderen vor.

Ebenso unerschöpflich waren die Verwandlungen der Landschaft. Der seit tausend Jahren von nackten Indianerfüßen ausgetretene, immer wieder verwachsene und versunkene Pfad wand sich in verworrenen Windungen bergauf und bergab, hinunter in treibhausheiße Sümpfe, hinauf durch üppigen Pflanzenwirrwarr auf steinige kalte Höhen, durch faulende, schlammige Wasser und durch reißende klare Gebirgsbäche. Oft war der Weg stundenlang das Flußbett, dann wieder lagen über sumpfigem Gelände gefällte Bäume als morsche Prügelwege, die unter dem Tritt zerbrachen und im Wasser versanken. Oder er durchwatete einen reißenden Fluß, bis an die Brust im Wasser, von einem Felsblock zum anderen auf verklemmten Bäumen hinüberturnend. Die Flüsse polterten durch tiefe Steilschluchten, in die er hinabkletterte und auf der anderen Seite wieder hinauf. Und jeden Tag wechselte die Jahreszeit. Am Morgen beim Erwachen noch blau gefroren, wurde ihm am Mittag längst der Rock zur unerträglichen Last und selbst das Hemd zu heiß.

Seine Stiefel, die vor wenigen Monaten noch so ordentlich und vielversprechend ausgesehen hatten, hielten dem mörderischen Weg nicht lange stand; sie glichen jetzt eher jenen ausrangierten Exemplaren von ehemaligen Latschen, die man in Europa zuweilen in den Müllgruben der Großstadtperipherie liegen sieht. Seine Füße waren auf allen Seiten und an allen Stellen wund. Er versuchte es ohne Schuhe, denn stellenweise schien es sich barfuß besser zu gehen, aber er war das Barfußlaufen seit seiner frühesten Kinderzeit nicht mehr gewöhnt und auch kein Indianer. Deren Fußsohlen glichen einem Stück Leder, das sicherlich nicht dünner war als die Sohle eines eleganten Damenschuhes. Der Weg wurde steinig, und er zerstieß und zerschund sich noch mehr oder trat sich Dornen ein und verlor viel Zeit, um sie herauszuziehen. Außerdem schlugen ihm die steinharten Stiefel, die er sich umgehängt hatte, im Laufen den Rücken. Die Strümpfe hatte er längst wegwerfen müssen, nun klemmte er die nackten Füße wieder in die schneidenden Stiefel. Trocken waren sie hart wie Blech; naß wurden sie zu Bleigewichten.

Eine schlimme Nacht erlebte er auf einer der höchsten Erhebungen des Gebirges, auf dem über viertausend Meter hohen Todespaß, von dem der Indianer, in dessen Hütte er zuletzt übernachtet hatte, ihm ziemlich unangenehme Geschichten erzählte von vielen Tieren, die in diesen unwirtlichen Regionen verendet, und auch von manchem Indio, der dort oben der Kälte, der Erschöpfung und dem Hunger erlegen war. Er suchte sich einen Schlafplatz in einer kahlen, wind- und schneeumwehten, pflanzenlosen Felswüste, die ihm nicht einmal den Schutz einer Bodenvertiefung oder Felshöhle bot. Dabei mußte er auf ein Feuer verzichten, weil es in solcher Höhe kein Brennholz gab. Wie schön war es dagegen im Walde, wenn er, sowie der Lagerplatz gewählt war, in den Busch ging und bepackt mit einer Last dürrer Prügel und Stämme zurückkam und bald darauf ein lustig flackerndes Feuer entfachte. Daß einer der notwendigsten Gegenstände in der Wildnis ein Feuerzeug war, hatte er längst begriffen, und sein schönes, vernickeltes Ding gegen ein primitives Feuerschwammgerät, das aus trockenem Baumschwamm bestand, von einem Indio eingetauscht. Obwohl sein kompliziertes Feuerzeug hier wertlos war, weil es weder Benzin noch Ersatzsteine gab, hatte der Indianer es unbedingt haben wollen, weil es so herrlich blitzte und von selbst aufsprang, wenn man auf den Knopf drückte, und er hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm für dieses wunderbare Geschenk noch ein Säckchen Reis aufzuhängen. Aber in dieser Nacht auf dem Paramo mußte er auf die wärmende Reissuppe verzichten, weil es weder Wasser noch Feuer gab. Dieses so nützliche und wohltuende Element, das die Indianer neben der Sonne als die zweithöchste Gottheit verehrten, erschien ihm jetzt wie eine unerreichbare Herrlichkeit. Frierend hüllte er sich in seine dünne Wolldecke, zog den Gummiponcho über den Kopf und dachte an seinen dicken Wintermantel, der in Hamburg im Schrank hing.

Welche Erlösung, als es endlich abwärts ging. Der Wind zerschnitt auf einen Augenblick den Wolkenschleier; wie durch einen zerrissenen Vorhang sah er plötzlich in die Tiefe, ahnte Vegetation, Sonne und Wälder, aber sogleich verschwand die Vision wieder im Nebel. Nun aber tauchte unter ihm das Gewirr und Durcheinander eines steilen Bergwaldes auf. Als er ihn erreichte, begann eine affenartige Kletterei durch eine mannshohe Schicht von Moos, Dornen, Pflanzen- und Wurzelgeflecht. Choromoseo nennt der Indianer diesen weichen, wippenden Matratzenboden des Regenwaldes, der nicht nur mühsam zu durchqueren ist, sondern auch gefährlich werden kann, insbesondere, wenn man allein ist. Es regnete eigentlich nicht und



Die Ausläufer der weißen Kordillere schienen kein Ende zu nehmen. Wochenlang schob sich ein riesiger Gipfel hinter dem anderen vor

doch troff und tropfte alles, und der Nebel schwamm zwischen den Stämmen wie die Wellen eines traumhaften Meeres. Grotesk gekrümmte Bäume mit meterlangen Moorbärten glichen gespenstischen Fabelwesen, Drachen mit Menschenköpfen oder menschenähnlichen Tieren, Riesen und Zwergen. Dieser gründämmerige Wald, aus tausendjährigem Pflanzenhumus und Moder wuchernd und übereinandergetürmt, war eine phantastische chinesische Theaterdekoration, eine Märchenszene, ja manchmal schien es ihm, als befände er sich in der halb durchsichtigen, grün leuchtenden Tiefe des Meeresgrundes. Dann war es wieder dunkel wie in der kurzen Dämmerung vor dem Einbruch der Nacht, und eine schwache, mondbleiche Sonne glomm hinter Dunst und Wolken wie die Londoner Nebelsonne. Nur blitzartig empfing Tetjus diese Eindrücke, wie in einem halben Traum, und zu einer eigentlichen Naturbetrachtung, wie sie der Europäer liebt, blieb ihm keine Zeit, er hatte genug mit sich selbst zu tun, um sich durch den federnden Choromosco zu arbeiten. Es gelang ihm sogar, als er seinen Lagerplatz gewählt und gesäubert hatte, trotz der Feuchtigkeit ein Feuer zu machen; er war, gezwungen von der Not, längst ein Praktiker geworden, der sich zu helfen wußte. Unter einem kleinen Tambo, einem Dach aus Farnkräutern und Palmzweigen, auf ein paar in den Boden gesteckte Äste gelegt, saß er vor der wärmenden Glut und horchte auf die hundertfältigen rätselhaften Laute und Geräusche der nächtlichen Tierwelt.
Trotz allem Hinab und Hinauf ging es indessen im ganzen dennoch bergabwärts. Er spürte die leiseste Temperatursteigerung auf der Haut und prüfte die Windstärke. Noch zwei Tage, noch ein Tag, schon weitete sich das Tal, stand da und dort eine Hütte aus wildem Zuckerrohr, aus deren Ritzen der Rauch des immerwährenden Feuers der Indios drang.

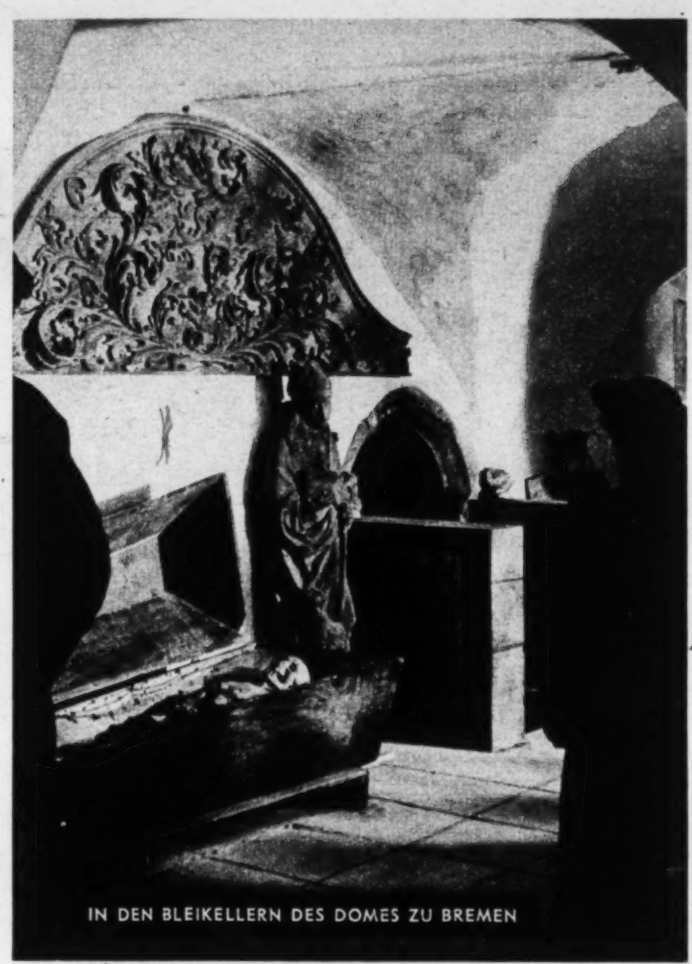
7.

Die Hazienda

Die Wildnis öffnete sich zu einer Oase, und vor ihm lag ein liebliches Hochtal, bestanden mit Maisfeldern, Bananen, Palmen und vielerlei Fruchtbäumen. Alsbald leuchtete aus dem satten Grün das blendende Weiß eines langgestreckten Hauses. War Tetjus nicht wenig erstaunt, nach so langer Zeit und so weit im Landesinnern ein Haus zu sehen, ein wirkliches, aus Stein gebautes Haus, so wunderte er sich noch mehr über die gefällige, von Rundbögen durchbrochene Vorderseite des stattlichen Anwesens, das in einem großen, blühenden Garten lag. Er hielt vor dem hohen Portal der Gartenmauer und war sich nicht im geringsten im Zweifel darüber, daß er, hungrig und durstig, wie er war, hier einkehren und guten Tag sagen mußte, ob er wollte oder nicht.
Er sah schon recht abgerissen aus; der Zustand seiner Schuhe spottete jeder Beschreibung. Sie waren nicht mehr wert als das Wegwerfen, aber er behielt sie trotzdem, damit man wenigstens sah, daß er einmal ganze Schuhe besessen hatte. Auch sein Bart begann zu keimen, doch war er zum Glück nicht besonders stark und zudem blond, so daß er ihn nicht allzusehr entstellte.
Um einen besseren Eindruck zu machen, warf er sich, bevor er durch das Tor trat, seinen Gummiponcho um die Schultern; aber dieses malerische Kostüm war gar nicht nötig. Seine kräftige, schlanke Gestalt machte im Verein mit seinen blauen Augen und seiner blonden Haartolle einen vortrefflichen Eindruck, besonders in diesem Lande, wo weiße Haut und blondes Haar als die höchsten Ideale männlicher Schönheit gelten.
Vor dem Hause traf er einen zerlumpten Peon, der ihn ehrerbietig grüßte, worauf er sofort in das Haus ging, um den überraschenden Besuch zu melden. Alsbald trat ihm eine alte, schwarzgekleidete Dame entgegen. An ihrer Seite befand sich ein junges Mädchen mit sehr heller, fast weißer Haut, sicherlich ihre Tochter. Die Mutter begrüßte ihn überaus höflich und stellte sogleich eine ganze Reihe von Fragen über Woher und Wohin an ihn, wie das in solcher einsamen Gegend, wo selten ein fremder Reisender zukehrt, nicht anders denkbar ist, und die Tochter betrachtete ihn mit forschenden Blicken und neugierigem Interesse.
Man muß wissen, daß die Frauen der oberen Volksschichten in Südamerika, die einen elfenbeinartig dunklen Teint haben, der ihnen sehr gut steht, für ihr Leben gern eine schneeweiße Haut haben möchten. Der weiße Mensch, ob Mann oder Frau, ist bei ihnen in jedem Sinne des Wortes sehr angesehen, ja man kann ruhig sagen, sie betrachten ihn als eine Art Halbgott. Das beruht vielleicht darauf, daß die meisten Menschen genau das für schön halten, was sie nicht besitzen, und da die Weißen es gewesen sind, die diesen Erdteil entdeckt und erobert haben, so wird und muß ihnen der Zauber der Überlegenheit auch heute noch und wohl noch lange Zeit anhaften. (Fortsetzung folgt)

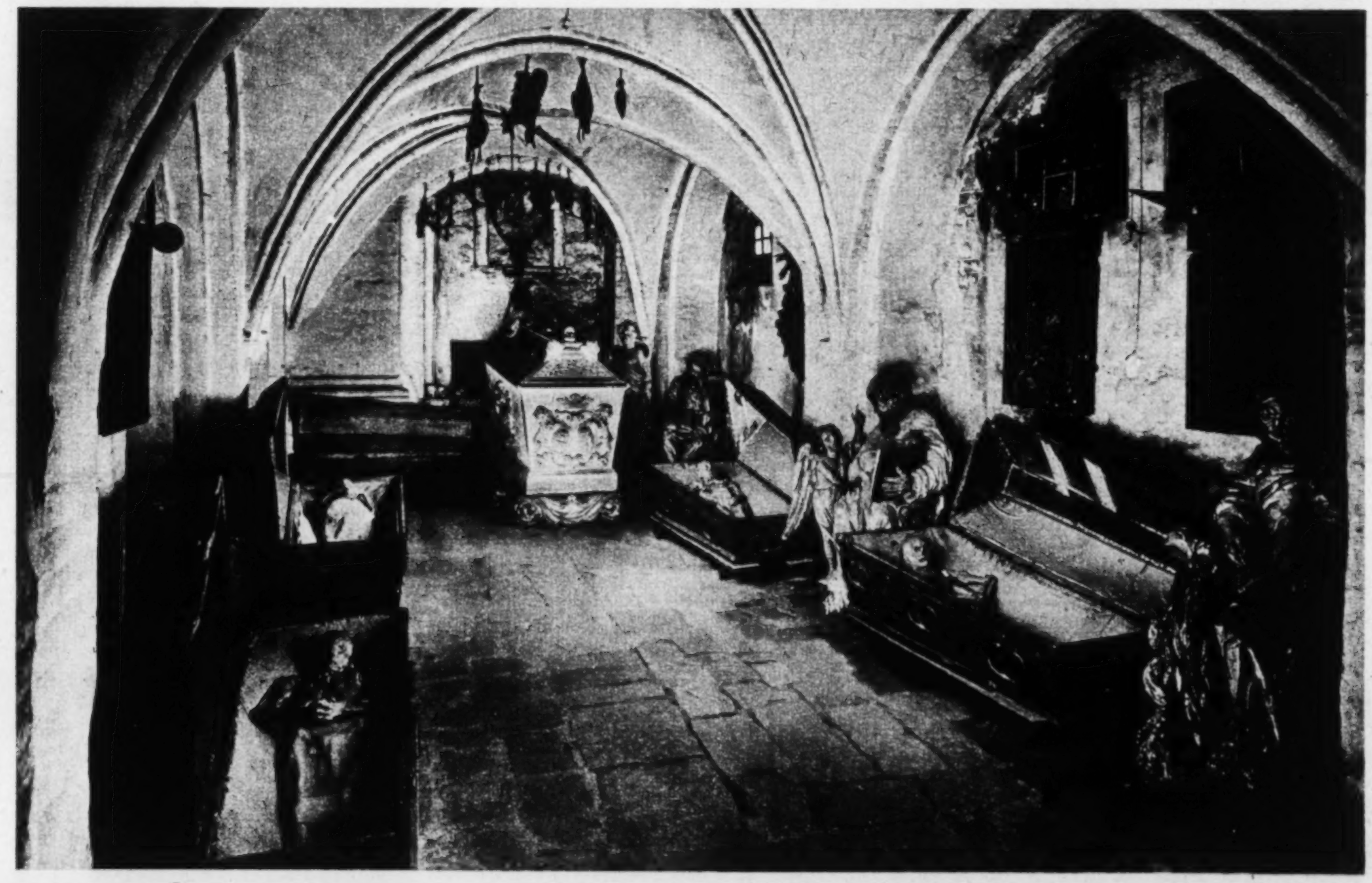
Natürliche MUMIEN

Wer von Mumien spricht, denkt an altägyptische Königsgräber, an einbalsamierte Leichen, die durch ein künstliches Verfahren über Jahrtausende vor der Verwesung bewahrt bleiben. Aber es gibt auch „natürliche" Mumien, die ohne menschliche Kunst erhalten blieben und gerade darum besonders geheimnisvoll sind. Zu den berühmtesten gehören die Mumien im Kapuzinerkloster zu Palermo, im Kloster auf dem Großen St. Bernhard — und im Bleikeller des Domes zu Bremen. Dieser Bleikeller, der in Reiseführern mit einem dicken Stern als große Sehenswürdigkeit bezeichnet ist, hat eine ungewöhnliche Geschichte. Während in Palermo und auf dem St. Bernhard sämtliche Mumien Mönchsgewand tragen, hat ein seltsames Schicksal in dem Bleikeller des bremischen Domes eine bunte Gesellschaft zusammengeführt.



IN DEN BLEIKELLERN DES DOMES ZU BREMEN

Der „Senior" ist ein Dachdecker, der vor fast einem halben Jahrtausend vom Domturm fiel und dessen Leiche man, weil er ortsfremd war, vorerst in einen Keller stellte, um sie dann einfach zu vergessen. Erst Jahre später, als man aus dem zur Aufbewahrung von Bleiplatten dienenden Keller neues Material für eine Dachreparatur holen wollte, entdeckte man den Toten wieder, nun aber als Mumienwunder. Das Bremer Leichenmuseum war damit gegründet, seinen Sensationswert haben die Domherren schon bald in Form von Eintrittsgeldern auszunutzen verstanden. Lange blieb der ehrsame Dachdecker einsam, bis im Jahre 1590 eine Engländerin, „Lady" Stanhope aus London, sich zu ihm verirrte. Nach dem Dreißigjährigen Kriege kam ein schwedischer General von Winsen mit seinem im Duell erstochenen Adjutanten hinzu, und zehn Jahre später gar eine schwedische Gräfin. Im 18. Jahrhundert vervollständigte sich die Runde noch weiter: ein im Duell gefallener Student, ein englischer Major und der bremische Arbeiter Konrad Ehlers fanden sich ein. Vornehm abseits hält sich der 1730 gestorbene schwedische Kanzler von Engelbrechten, der im geschlossenen Stein-Sarkophag verharrt, da lebende Nachkommen die



Öffnung des Sarges noch nicht gestatten. Wenn der Leib der Mumien auch eingetrocknet ist, die Haut zu elastischem Gummi geworden ist, — die Gesichter und Hände sprechen zu dem Besucher. Um den Mund des einen zuckt ein philosophisch-spöttisches Lächeln, der andere zeigt wie in verbissener Wut seine Zähne; der dritte scheint sich gar nicht damit abfinden zu können, so schnell in die Ewigkeit abberufen worden zu sein, während ein weiterer mit allem ausgesöhnt scheint.

Welch naturwissenschaftliches Geheimnis zwingt diese sich im Leben so fremden Menschen zu einer schaurigen Ewigkeit des Leibes zusammen? Die Bleiplatten sollen die Wände präpariert haben. Aber die Tatsache, daß die Mumien früher gar nicht in dem jetzigen Raum, sondern nebenan in der Ost-Krypta, in der einmal Bleiplatten lagerten, standen, widerlegt solche Ansicht. In neuerer Zeit hat man auch Radioaktivität nachweisen wollen, Strahlungen einer uralten Quelle unter dem Bleikeller des Bremer Domes. Wahrscheinlich ist der Dom, dessen Geschichte bis in das Jahr 787 zurückreicht, auf einem alten germanischen Kultplatz errichtet worden, und zwar auf der höchsten Stelle einer Düne, die durch eine Quelle gekennzeichnet war. Auch an anderen Orten hat die Kirche solche vorchristlichen heiligen Quellen überbaut, um auf diese Weise wirkungsvolle Wallfahrtsstätten zu schaffen.

Es ist auch bezeichnend, daß sich in dem Nebenraum des Bleikellers, an den romanischen Säulenköpfen der Ostkrypta, sinnbildliche Darstellungen finden, die allein aus der germanischen Weltanschauung der altsächsischen Bewohner zu begreifen sind. Die Sonne als acht- und zehnblättrige Sonnenblume mit und ohne Lebensbaum, als Spirale usw. kehrt immer wieder. Es sind dieselben und ähnliche Lebenssinnbilder, die in den bäuerlichen Bräuchen der bremischen Umgebung noch heute vielfach zu beobachten sind.

Wieweit wirklich die Mumienwerdung in dem Bleikeller auf aktive Strahlung zurückzuführen ist, bleibt umstritten. Vielleicht ist die Ursache der Mumifizierung allein in der außergewöhnlichen Trockenheit der Luft zu suchen, in der man auch die Erklärung für die seltsame Konservierungserscheinung in anderen Mumienkellern sieht. Zum Beweise, daß die die Zersetzung hindernde Kraft des Raumes auch jetzt noch wirkt, hat man während der letzten Jahrzehnte allerlei totes Geflügel und



IN DEN KATAKOMBEN VON PALERMO

sonstiges Getier in dem Bleikeller aufgehängt, das sich gut erhalten hat.

So brauchte man das Angebot einer Kunstreiterin, die sich sozusagen als Versuchs- oder Beweisobjekt jüngsten Datums zur Beisetzung im Bleikeller anbot, nicht mehr anzunehmen. Um.

MOSAIK

Kleine Geschichten von Generälen

Anerkennung

Nach einem Manöver ließ Papa Wrangel seine Offiziere zur Kritik zusammenrufen und sagte: „Meine Herren, ich freue mir, Sie alle so jesund zu sehen. Det is aber ooch det einzige, wat mir jefreut hat. Adjes!"

Es muß alles bedacht sein

In der Schlacht von Custozza war der berühmte österreichische Feldmarschall Radetzky, der damals 83 Jahre zählte, zwölf Stunden lang nicht aus dem Sattel gekommen. Da kam er zufällig in die Nähe einer Schänke, in der sich eine Anzahl Offiziere seines Stabes niedergelassen hatten. Sie umringten den verehrten Marschall sogleich und bestürmten ihn, doch einen Augenblick abzusitzen und sich eine kleine Erholung zu gönnen.

„Dumme Kerls!" flüsterte da Radetzky seinem Adjutanten ins Ohr. „Wenn ich einmal unten bin, komme ich nicht mehr hinauf."

Immer der Reihe nach

Als der englische General Kirk nach mehrjährigem Aufenthalt in Nordafrika nach England zurückkehrte, wollte ihn der König Jakob II. dazu überreden, zum katholischen Glauben überzutreten.

„Mit Vergnügen", sagte der General, „würde ich das tun, wenn ich mich nicht schon anderweit gebunden hätte."

„Wieso?" fragte der König erstaunt.

„Tja, ich habe in Afrika schon dem Sultan von Marokko versprochen, Mohammedaner zu werden, sobald ich meine Religion einmal wechseln sollte. Ew. Majestät werden verstehen, daß ich als ehrlicher Mann im Eventualfall zunächst dies Wort einlösen müßte." Dr. Heinrich Riedel

Wußtest du schon ...

... daß der Bleistift überhaupt kein Blei enthält, sondern Graphit, eine der Erscheinungsformen der Kohle?

... daß das Meerschweinchen weder ein Schwein ist noch im Meere lebt, sondern als Nagetier sein Dasein fristet?

... daß Neusilber kein Silber enthält, sondern aus einer Legierung von Kupfer, Nickel und Zink besteht?

... daß Reispapier nicht aus Reis gemacht wird, sondern aus Pech oder Holzbrei?

... daß Sodawasser nichts mit Soda zu tun hat, sondern Wasser mit Kohlensäure ist?

... daß die Hudsonbai keine Bai ist, sondern ein Binnensee?

SPIEGEL UNSERER ARBEIT

Der Reichsschießwettkampf des Deutschen Jungvolks in der HJ. mit seiner Teilnehmerzahl von 60 000 Pimpfen in den Ausscheidungskämpfen, von denen wiederum etwa 6000 an dem Endkampf um den Ehrenpreis des Reichsjugendführers teilnahmen, hat unsere Aufmerksamkeit einmal mehr auf die Schießausbildung der Hitler-Jugend gelenkt. Die von den Pimpfen dabei im wahrsten Sinne des Wortes „erzielten" Ergebnisse zeigen klar die Richtigkeit des Weges, der zur völligen Wehrbereitschaft der Jugend eingeschlagen wird. Diese Zehn- bis Vierzehnjährigen, die mit Feuereifer bei der Sache waren, werden dank ihrer gründlichen Vorbildung den an sich schon guten Leistungsstand der HJ. im Schießen später noch wesentlich erhöhen. Als besondere Anerkennung für gute Schützen ist nun auch für die Pimpfe eine Schießauszeichnung gestiftet worden. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Zusammenstellung, die das Amt für körperliche Ertüchtigung in der Reichsjugendführung herausgegeben hat. Aus ihr geht hervor, daß bisher 40 000 Schießauszeichnungen an die HJ. verliehen worden sind und zur Zeit monatlich rund 4000 Auszeichnungen aus den Gebieten angefordert werden. In dieser Statistik steht das Gebiet Sachsen mit 4013 Schießauszeichnungen an erster Stelle. Es folgen die Gebiete Baden und Schlesien mit 3404 und 2896 Auszeichnungen an zweiter und dritter Stelle. Gleichzeitig mit dem Luftgewehr-Schießwettkampf des Jungvolks lief der Reichsschießwettkampf der HJ. mit Kleinkaliberbüchsen, an dem sich über 1 000 000 Jungen beteiligten, von denen die zehn besten jedes Gebietes am 3. und 4. Juni während des Reichstreffens der Motor-HJ. in Goslar zum Endkampf antreten werden.

Die Sorge um den Nachwuchs für die technischen, handwerklichen und künstlerischen Berufe aus befähigten und vorgeschulten Kräften der Hitler-Jugend hat den Jugendführer des Deutschen Reichs, Baldur von Schirach, veranlaßt, die Errichtung eines „HJ.-Ausbildungswerkes für Architektur und Technik" anzuordnen, dessen Schirmherrschaft er zusammen mit dem Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, und dem Generalbauinspekteur für die Reichshauptstadt und Beauftragten für das Bauwesen der NSDAP., Professor Speer, übernommen hat. In einem hierzu erlassenen Aufruf heißt es u. a.: Der Kampf um die Freiheit und Geschlossenheit unseres völkischen und geistigen Lebensraumes verlangt in immer steigendem Maße den Einsatz aller schöpferisch befähigten Kräfte unseres Volkes. Schon entstehen die ersten gewaltigen Bauten der Nation, die als höchste Symbole der Gemeinschaft alle Häuser des Alltags weit überragen werden. Schon führen uns die ersten Straßen des Führers zusammen, gewaltig in der Planung, unvergänglich in ihrem Material und ewig in der Schönheit und Kraft ihrer Formen. Mit dem zweiten Vierjahresplan und dem Aufbau der deutschen Wehrmacht werden auch vom Techniker, Wissenschaftler und Handwerker letzter Einsatz und höchste Leistung gefordert. Das neugeschaffene Ausbildungswerk für Architektur und Technik hat die Aufgabe, die im Jahre 1937 mit den

Architektentagungen der Hitler-Jugend begonnene Auslese- und Erziehungsarbeit in weiterem Rahmen fortzusetzen und vor allem in einer allgemeinen Werkarbeit des Deutschen Jungvolks die grundlegende Vorbereitung zur Erfüllung dieser Aufgaben zu leisten. Wir rufen den deutschen Jungen auf, auch in diesem Werk schon in frühesten Jahren der Zukunft seines Volkes zu dienen. –

In Braunschweig wurde das 4. Reichsführerlager der HJ. durch den Reichsjugendführer Baldur von Schirach mit einer richtungweisenden Rede eröffnet. Der Reichsjugendführer sprach über das Wesen und die Auffassung der Hitler-Jugend von der Einheit der Erziehung, die zwar heute noch nicht voll verwirklicht, aber für die Zukunft unbedingt zu erwarten sei. Klar sei allerdings schon heute, welche Aufgaben den Trägern der Erziehung zugewiesen seien. So sei es nach der Verkündigung der Jugenddienstpflicht nötig, daß die Schulpflicht innerhalb der üblichen Schulzeit erfüllt werde, um eine Überbeanspruchung der Jugendlichen zu verhindern. Schirach wandte sich energisch gegen abwegige Vorstellungen über das Verhältnis zwischen Lehrer und Jugendführer, wobei er gleichzeitig den in der HJ. tätigen Lehrern seinen Dank für ihre Treue aussprach. Dann verkündete Baldur von Schirach unter stürmischer Zustimmung seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Hitler-Jugend-Lehrer. „Ich bin diesen Schritt allen Lehrern schuldig," so sagte der Reichsjugendführer, „die schon in der Kampfzeit der NSDAP. für die erzieherischen Ideale eingetreten sind, und allen Lehrern, die heute in den Reihen der Hitler-Jugend-Führer sind." Auch dem guten Verhältnis zwischen Hitler-Jugend und Wehrmacht, das heute schon zu einer idealen Arbeitsgemeinschaft geführt hat, widmete der Reichsjugendführer längere Ausführungen. Eindringlich wiederholte Baldur von Schirach dann seinen Appell an die HJ.-Führerschaft, alle Maßnahmen zur Gesunderhaltung der Jugend zu treffen, denn ihr sei die größte Vertrauenslast aufgebürdet, die eine Nation zu vergeben habe, aber zugleich auch die größte Ehre!

Stabsführer Hartmann Lauterbacher beging am Tage der Eröffnung des Braunschweiger Lagers die fünfjährige Wiederkehr des Tages, an dem er seine verantwortungsvolle Arbeit als Stabsführer der Reichsjugendführung aufnahm. Baldur von Schirach würdigte in seiner Eröffnungsansprache diese Tatsache und stattete seinem treuen Mitarbeiter seinen und des HJ.-Führerkorps herzlichen Dank für seine erfolgreiche Arbeit ab.

Lesestunde

In der Geschichte der deutschen Erhebung sind als Ruhmesblätter auch die Taten der Freikorpsleute verzeichnet. Kurt Eggers hat uns in seinem Buch „Der Berg der Rebellen" (Schwarzhäupter Verlag, Leipzig-Berlin) ein Stück dieser Geschichte in den Taten und Abenteuern der Gruppe Maßmann geschildert, die als Krönung ihres heldenmütigen Kampfes den Sturm auf den Annaberg mitunternimmt. Diese Männer, die ihr Leben bedenkenlos für die Heimat in die Schanze schlugen und, obwohl sie von der eigenen Regierung als Rebellen behandelt wurden, treu blieben, gelten uns als Vorbild männlicher Tapferkeit und Vaterlandsliebe. – In die Welt des Abenteuers führt uns Hans Zitt mit seinem Erlebnisbericht „Ein Mann, ein Boot, ein fernes Land", das ebenfalls im Schwarzhäupter Verlag erschienen ist und uns von der vierjährigen, ferneumwitterten Seereise des jungen Verfassers von München nach Indien in bunten, lebhaften Farben erzählt. – In den fast undurchdringlichen Urwäldern Borneos spielt das seltsame Schicksal eines deutschen Forschers, das uns J. M. Velter in „Männer im Urwald" (Hermann Schaffstein, Köln) berichtet. Der Forscher liegt totkrank im Innern der Insel, bei ihm ist nur noch der chinesische Diener Kum Sum, den er schließlich zur Küste schickt, um Hilfe zu holen und die wertvollen Ergebnisse seiner Forschungsarbeit zu retten. Schritt für Schritt kämpft sich die kleine Hilfsexpedition durch die Wildnis und ihre Gefahren, Fieber, Giftgetier und eingeborene Kopfjäger, und unter Aufbietung letzter Kräfte gelingt es dem Freund, den verlorenen Forscher noch kurz vor dem Tode zu erreichen. – „Unter Seehunden, Seeräubern und Schmugglern" hat der Däne Joh. P. Sörensen eine Reihe unheimlicher Fahrten erlebt, die er auf spannendste Art zu erzählen weiß. Das ebenfalls bei Schaffstein erschienene, echte Jungenbuch ist nach Stoff und Stil geeignet, uns prächtig zu unterhalten. – Die Geschichte einer eigentümlichen Freundschaft zwischen einem Jungen und einem kleinen Mädel hat uns Halvor Floden in der Erzählung „Harald und Ingrid" (Schaffstein, Köln) geschenkt, aus dem Norwegischen übersetzt von Käthe Miethe. Die Erzählung ist mit einer anmutigen Natürlichkeit geschrieben, die ans Herz geht, und es uns nicht schwerfallen läßt, unsererseits Freundschaft mit den beiden zu schließen. – Dann hat uns der gleiche Verlag noch zwei schöne, preiswerte Ausgaben weltbekannter Werke vorgelegt, die – das kann man ohne jede Übertreibung sagen – auf das Bücherbrett jedes Jungen gehören! Das ist einmal Daniel Defoes „Robinson Crusoe" in einem sehr geschmackvollen Einband und mit einer ganzen Anzahl zum Teil auch farbiger Zeichnungen versehen, wobei besonders zu beachten ist, daß darin auch der zweite Teil des „Robinson" enthalten ist, den die meisten Neuausgaben fortgelassen haben. Und zum zweiten die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm, die Severin Rüttgers ausgewählt und G. W. Rößner mit einem hübschen Einband und vielen einfarbigen und bunten Zeichnungen geschmückt hat. – In diesem Zusammenhang ist es gut und nötig, an ein anderes Werk der Brüder Grimm „Die Deutschen Sagen" zu erinnern, die, nicht so bekannt wie die Märchen, ebenfalls einen schönen deutschen Volksschatz darstellen, der von der Union Deutschen Verlagsgesellschaft, Stuttgart, nur ans Licht gehoben werden brauchte, um seine stete Jugend und Lebendigkeit zu beweisen. Die Sagen sind einfühlsam von O. A. Brasse illustriert. – Zum Schluß wollen wir die Freunde der Lyrik unter euch auf einen Gedichtband „Alles Lebendige leuchtet" von Herybert Menzel aufmerksam machen, der als Lese eines Jahrzehnts wohl die schönsten Gedichte des jungen Ostdeutschen vereinigt. Der bei der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg erschienene Band gibt bleibende Verse eines echten, ursprünglichen Dichters.

Aussprache

Als ich neulich zum Oberkameradschaftsführer bestätigt worden bin, habe ich meine erste große Rede vor der ganzen Schar gehalten, sozusagen „spontan", ganz aus dem Augenblick heraus.

Das war nun freilich nicht so einfach; denn nach den ersten paar Worten wußte ich nicht, was ich weiter sagen sollte, weil ich eigentlich eben gar nichts mehr zu sagen hatte. Aber da fiel mir etwas ein, was ich selbst vor kurzem gehört hatte. Ich hatte es zwar allein nicht recht verstanden, aber gerade deswegen war es wohl in einem

tiefen Winkel meines Kopfes hängen geblieben. Das brachte ich nun vor, und zwar in sehr lautem Tonfall, weil ich mich freute, etwas gefunden zu haben, über das ich sprechen konnte.

Dann wechselte ich auf Gebiete über, von denen ich selbst schon öfter in der Zeitung gelesen hatte. Da wußte ich ja nun eine ganze Menge und redete im „Schweiße meines Angesichts“ im ganzen etwa eine Stunde.

Schließlich war ich fertig und verließ hochbefriedigt den vordersten Tisch, von dem aus ich gesprochen hatte. Eins allerdings fiel mir gleich auf: Die Kameraden schienen zu schlafen, obgleich ich doch recht laut geworden war.

Nachher zog der Scharführer mich beiseite. Ich erwartete als neu entdecktes Talent ein Lob.

„Ich glaube, du hast die Sache vorhin falsch angefangen!“ sagte er, „man darf nicht einfach drauf losreden. Ich bereite mich auf meine Reden immer eingehend vor. Sehr wenige Menschen gibt es nur, die aus dem Stegreif etwas Wesentliches sagen können. Ich und du aber, lieber Kamerad, wir können das nicht. Das soll nicht heißen, daß wir nie reden sollen, nein, man kann durch die Rede den Kameraden viel mehr sagen, als wenn man vielleicht etwas vorlesen würde. Aber wir müssen sorgfältig zu Werke gehen.

Ich überlege mir vorher erst immer, was die Kameraden fesseln wird, was sie drückt und womit sie sich beschäftigen. Dann versuche ich mir über das erst selbst völlig klar zu werden. – Man darf nicht halb Verdautes bringen, wie du es vorhin gemacht hast, denn alles, was man falsch sagt, rächt sich irgendwie einmal. Auch darf man die Kameraden nicht für dümmer halten, als man selbst ist. Was man schon viermal in der Zeitung gelesen hat, haben die Kameraden bestimmt auch schon gelesen, und man braucht es nicht zu wiederholen, sondern darf es bestenfalls erklären.

Ich versuche immer, mich kurz und klar auszudrücken. Wenn man etwas richtig durchdacht hat, kann man das auch.

Und, Horst, wenn du wieder redest, dann hüte dich auch davor, große Dinge zu oft in deine Reden zu ziehen. Deine Hörer können sonst vielleicht gegen Dinge abstumpfen, die ihnen heilig sein müßten.

Hoffentlich habe ich dir nun mit den strengen Anweisungen keine zu große Angst vor dem Reden gemacht. Laß dich durch die Mühe nicht abschrecken; denn du hast die Möglichkeit, etwas zu sagen, das viele Kameraden lange nicht vergessen werden.“ –

Ich glaube, mein Scharführer hat etwas sehr Wichtiges gesagt, das sich jeder Einheitsführer durch den Kopf gehen lassen sollte. Denn ich bin nicht der einzige, der drauflosredet.

BLICK ÜBER DIE GRENZE

In jenen Wochen, in denen das nationalsozialistische Deutschland den 50. Geburtstag des Führers feierte und den Nationalen Feiertag des deutschen Volkes am 1. Mai festlich beging, schickte England Apostel einer angeblich neuen politischen Lehre in die Welt hinaus und vor allem durch Europa. Und siehe: bei näherer Betrachtung ergab sich, daß die sogenannte neue Außenpolitik Englands nichts anderes war als jene Einkreisungspolitik gegen Deutschland, die schon die Großväter und Väter der heutigen englischen Staatsmänner als Lieblingsbeschäftigung betrieben haben.

Man schickte vor allem in den Balkan ganz unerwünschte und unverständliche Angebote, diese angeblich bedrohten Staaten gegen die Gefahr der „Angreifer“ – das waren natürlich die bösen Nichtdemokraten in Berlin und Rom! – zu schützen. So tat man es mit Griechenland, mit Rumänien, so erhielt man einen deutlichen Korb in Jugoslawien und fand endlich ein Opfer in Polen. Polen hat eine schlechte Wahl getroffen. Es wußte seit Jahr und Tag, daß die deutsche Ostgrenze, daß vor allem das Schicksal Danzigs einer Revision bedarf, sein Marschall Pilsudski hatte mit dem Führer jenen Vertrag (1934) geschlossen, der trotz dieser Probleme zwischen den beiden Nachbarn Freundschaft und Verständigung sicherte. In dieser Atmosphäre der Freundschaft sollten dann eines Tages die Probleme gelöst werden. Heute ist nicht nur der Marschall tot, sondern auch sein Werk; denn Polen unter seinem Außenminister Beck hat sich entschieden, auf die Freundschaft mit Deutschland zu verzichten und dafür sein Schicksal einer vagen Zusicherung Englands anzuvertrauen, die außerdem die Frage Danzig noch aus der englischen Verpflichtung ausnimmt. Sonst aber ist England nun bereit, „bis zum letzten Polen zu kämpfen.“ Eins hat London erreicht: in Polen herrscht heute ein nationaler Fanatismus, ein Größenwahnsinn und eine Frechheit in völlig sinnlosen Ansprüchen auf weiteres deutsches Land, daß jetzt die Stimmung in Polen eine viel größere Gefahr für den Frieden geworden ist, als es jemals die Probleme der deutsch-polnischen Grenzziehung gewesen sind. Zweifellos ein ganz gewaltiger „Erfolg“ der englischen Einkreisungspolitik, die ja angeblich nur dem Frieden Europas dienen will. Womit in Wahrheit die englischen Interessen gemeint sind.

Dieser gewissenlosen Völkerverhetzung sind allerdings die beiden Staaten der Achse Berlin – Rom die Antwort nicht schuldig geblieben. Immer wieder tauchten in französischen und englischen Zeitungen alberne Gerüchte auf, nach denen die Achse irgendwie „erschüttert“ sei. Diese Gerüchte genügten, um in Worten, Lügen und Forderungen immer frecher zu werden. Es mußte eine Antwort kommen, die an dem wahren Sachverhalt keinen Zweifel mehr ließ. Und sie kam! In Mailand trafen sich zu längeren Gesprächen die beiden Außenminister Ribbentrop und Ciano und schlossen im Namen ihrer beiden Staatsführer und ihrer beiden befreundeten Völker einen umfassenden militärischen und politischen Pakt. Was wir schon lange wußten, wurde der Welt nun als Dokument überreicht: in jeder kommenden Auseinandersetzung werden die Gegner der Achse die beiden Staaten Schulter an Schulter finden. Im Ausland tat man zwar so, als sei dieser Mailänder Militärpakt überhaupt keine Überraschung, aber in Wirklichkeit zerstört er viele törichte, aber gerade in Paris sehr beliebte Hoffnungen.

Man hat in Mailand keine Liste der Streitkräfte der beiden Achsenmächte veröffentlicht, aber die große deutsche Parade vor dem Führer und kurz danach der Tag der Wehrmacht in Italien mit großen Paraden, das waren Trümpfe gegen die Einkreisungspolitik, mit denen sich die alten Füchse in London und Paris wohl oder übel abfinden müssen. Das alte Spielchen Einkreisung macht seitdem keine reine Freude!

Um so mehr als noch eine große Unbekannte, Rätselhafte im Spiel ist, auf die England nicht verzichten möchte, die es aber selbst nicht zu deuten weiß: Sowjetrußland! Wochenlang gingen die Vorschläge, Forderungen und Gegenforderungen zwischen London und Moskau hin und her. Als man sich schon fast einig war, zog Väterchen Stalin seinem langjährigen Außenminister, dem Juden Litwinow-Finkelstein, den Thron seiner Hetzpolitik unter dem Sitz weg. Und die Schriftgelehrten in London kauen an den Federhaltern und grübeln: macht nun Stalin mit seiner Einmischungspolitik ein Ende? – muß England vielleicht marschieren, wenn Moskau wieder mit Japan Krach anfängt? – wird Moskau wirklich Rumänien schützen oder ihm vielleicht bei solcher Gelegenheit Bessarabien abnehmen? – wird Moskau Polen helfen oder sich die weißrussischen Gebiete zurückholen? Lauter Fragezeichen hinter Moskau und Stalins Politik! Und in England erheben sich die Stimmen der Vernünftigen, die keinen Pakt mit dem Bolschewismus wollen, die dunkel ahnen, daß diese Einkreisungspolitik nicht mehr das klare Rechenexempel wie vor 1914 ist. Aber das englische Außenamt möchte die unbequeme Weltgeschichte zurückdrehen.

Und in Frankreich sagt ein ehemaliger Luftfahrtminister ganz offen, daß Frankreichs Bauern keine Lust haben, für Danzig zu sterben. Und in Frankreich rechnet man nach, was wohl die teure Maginotlinie, die große Festungsanlage an der Grenze gegen Deutschland, wert ist, wenn Frankreich künftig mindestens mit einem Zwei-, wenn nicht mit einem Dreifrontenkrieg rechnen muß. Und das Volk will Frieden in Frankreich, nichts als Frieden, nach dem großen Weltkrieg, nach der Katastrophe des „Sieges“ von Versailles, nach dem Experiment der roten „Volksfront“ und der Blamage in Spanien. Endlich Frieden!

Den gleichen Frieden, der heute in Spanien nach dem endgültigen Siege Francos eingezogen ist und alle Kräfte für den Wiederaufbau frei macht. Den gleichen Frieden, den die deutschen und die italienischen Freiwilligen in Spanien gegen den Zugriff des Bolschewismus erringen halfen. Den Frieden, dem die Arbeit des Führers und die Außenpolitik des Nationalsozialismus allein gilt – trotz Einkreisung, trotz der polnischen Schreihälse – allein dem Frieden!

h. e. s.

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Wolf-Wolf (11), Cohnitz (10), Pilz (6), Presse-Hoffmann (5), Foto Bavaria-Franck-Chile-Expedition/Mauritius (5), Senckpiehl (5), Krupp (4), Emil Schmidt (4), Schirner (4), Zerres (3), Reichsbildstelle der HJ. (2), Atlantic (2), Werkaufnahme Telefunken (2). Zeichnungen: Nicki (4), Radtke (2), Zeichnungen u. Schriften: Haase (17).

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Wilhelm Utermann, Berlin
Stellvertreter: Hans H. Henne, Berlin. Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87–91. Postscheckkonto Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland RM. 1,28 einschließlich Porto. — Auflage des vorliegenden Heftes über 100 000 Stück. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. April 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.



Kennst Du schon die schönen Chlorodont-Sammelbilder?

Seit längerer Zeit liegen allen Packungen der Chlorodont-Zahnpaste Gutscheine für diese lebenswahren, farbigen Tierbilder bei, die Tausende schon mit Begeisterung sammeln. So erhält man zu der großen Tube Chlorodont einen Gutschein für 4 Bilder, zu der kleineren Tube einen Gutschein für 2 Bilder. Wer außerdem noch Creme Leodor und Leosira-Rasierkrem benutzt, kommt schnell zu einer vollständigen Bildersammlung. An Sammelalben sind bisher erschienen: I. Europäische Säugetiere, II. Außereuropäische Säugetiere, III. Heimische Vögel, IV. Heimische Vögel, Zweite Folge.

